



die
erfindung
eines
alzheimers

CHRISTIAN KNEIPS

Die Erfindung eines Alzheimers

Roman

von

Christian Knieps

© Alle Rechte beim Autor

Feedback ist erwünscht - als Rezension oder per Mail an
christian@christianknieps.net

www.christianknieps.net

Mit dem Aufstehen hat er noch nie Probleme gehabt. Immer wenn Philipp spürt, dass er wach wird, rafft er seinen inzwischen alten, aber immer noch rüstigen Körper auf und setzt sich auf die Kante seines Bettes, das mit dem Alter höher und höher geworden ist – damit das Aufstehen aus dem Sitzen nicht so schwerfällt.

Die Socken sind im Nachttischchen, oberste Schublade rechts. Indem er sie öffnet und ein graues Paar herausnimmt, fährt er sich mit der freien Hand über sein Gesicht, spürt die Bartstoppeln, die sich seit dem gestrigen Tag neu gebildet haben und seine Wangen graumeliert aussehen lassen, ehe er ohne große Schwierigkeiten eine Socke nach der anderen anzieht. Dann dreht er seinen sehnigen Körper zur Seite und blickt hinter sich – nichts.

Mit einem Seufzer steht er auf, geht die wenigen Schritte, bis er die dunkel gewebte Gardine erreicht, schiebt sie zur Seite, lässt das erste Licht des Tages hinein und schaut in die Dämmerung des Morgens hinaus. Das Schlafzimmer ist beim Bau des Hauses auf Wunsch seiner Frau nach Osten gebaut worden, damit sie von den ersten Strahlen des neuen Morgens wachgeküsst werden, ehe sie gemeinsam zum Frühstück aufstehen – so war es einmal gedacht gewesen.

Philipp bleibt länger am Fenster stehen, blickt nach draußen, sucht. Sucht im Garten, der hinter dem Haus liegt, nach Arbeiten, die zu erledigen sind, sucht nach Auffälligem im Gesamtbild, findet ein paar Aufgaben. Im Garten, dem er sich nach seinem Eintreten in die Pensionierung als Ausgleich für die wegfallende Arbeit gewidmet hat. Wie sonst keiner anderen Tätigkeit - vor allem als Ablenkung nach seinem Verlust.

Irgendwann reißt er seinen Blick vom Garten, dreht sich um, geht ins Bad. Dort macht er das Licht an, sieht sich im Spiegel, sucht wie jeden Morgen nach der Veränderung – er spürt inzwischen sein Alter. Die Falten im Gesicht werden mehr, und auch die letzten schwarzen Haare seines ehemals dichten Haares sind verschwunden. Er weiß, dass er alt ist.

»Zweiundsiebzig Jahre habe ich jetzt schon hinter mich gebracht! Wie viele werden noch folgen?«, fragt er sich, als er seinen Augen im Spiegel folgt. »Ein bisschen witzig ist das schon, seinen eigenen Augen zu folgen!«, denkt er und macht sich einen Spaß daraus. Doch schon bald lässt er das Wasser laufen, bespritzt sein Gesicht mit dem kühlen Nass, öffnet den Spiegel, der eine Tür zu den Fächern dahinter ist, nimmt sich den Rasierpinsel und den Rasierschaum heraus, sprüht sich eine kleine Kuppel in seine Hand und verteilt den Schaum mit dem Pinsel im Gesicht. Indem er sich den Nassrasierer aus dem Spiegelschrank nimmt und die Klinge auf Tauglichkeit prüft, beginnt er mit der Rasur. Immer zuerst die Seiten, dann den Hals, das Kinn, zuletzt die Oberlippe. Eine Vorgehensweise, die immer gleich ist. Jeden Tag.

»Vielleicht sollte ich mir mal einen Schnäuzer stehen lassen!«, denkt er sich und muss bei der Erinnerung an die Reaktion seiner Frau lächeln, die sich immer wieder gegen einen Schnäuzer gesträubt hatte – selbst in der Zeit, als dieser so in Mode gewesen war.

»Wenn du dir einen Schnäuzer stehen lässt, verlasse ich dich augenblicklich!«, hatte sie ihm dann immer angedroht. Er blickt in den Spiegel und weint innerlich.

Das Wasser aus dem Hahn läuft derweil weiter; Philipp erwacht aus seinen Erinnerungen, weil sich das Wasser im Waschbecken langsam sammelt. Schnell stellt er es aus, wartet, bis das Wasser ein wenig abgelaufen ist, ehe er es wieder anstellt und unter dem druckvollen Strahl seine Klinge reinigt. Der Rest ist nur noch Formsache, dann ist er fertig. Die wenigen Handgriffe, die jetzt noch mit Zähneputzen, Deodorant und ein wenig Parfüm auf den Hals zu tun sind, gehen schnell vorbei, sodass er den Spiegelschrank schließen und das Licht im Bad ausmachen kann. Zurück im Schlafzimmer sucht er seine Pantoffeln, wechselt die Schlafhose und das Schlafshirt gegen eine bequeme Cordhose und ein Polo-Shirt, die noch vom Vortag auf dem Kleiderständer liegen.

»Früher wäre das niemals passiert, dass ich Kleidung zwei Tage hintereinander anziehe!«, denkt er sich, als er sein Polo-Shirt überstreift, »aber so schlimm ist das doch gar nicht. Ich schwitze ja kaum noch – außer wenn ich den Garten gehe! Dann trage ich aber auch andere Kleidung und dusche mich nachher!«

Die Schlafkleidung aufs Bett werfend, das Plumeau ungeordnet lassend – wer will ihn deswegen anklagen?

Langsam geht er die Treppe nach unten, etwas vorsichtiger als früher, denn vor einigen Monaten war er auf dem Stoff ausgerutscht, hatte den Halt verloren und sich nur mit Mühe und Not am Geländer festhalten können, gerade so, dass es nicht zu einer Katastrophe gekommen war, auch wenn seine Schulter einige Wochen geschmerzt hatte.

»Wie oft geht das noch gut?«, fragt er sich seither jeden Morgen, wenn er die Treppe hinabgeht. Doch auch an diesem Tag geht aufgrund seiner Vorsicht alles gut und er gelangt in den untenliegenden Flur, der nach links in die Küche abzweigt. Aber bevor er in die Küche geht, schließt er die Haustüre auf, tritt auf die Terrasse und in die angenehme Kühle des Morgens, öffnet den großen, neben der Haustüre befestigten, braun gestrichenen Briefkasten und entnimmt die Tageszeitung, die er seit Jahrzehnten bezieht – immer die gleiche.

Indem er den Briefkasten langsam schließt, schaut er in beide Richtungen, sieht nach, ob er einen Nachbarn entdeckt, einen Bekannten, einen Freund, denn nach all den Jahren hat sich eine sehr gute Nachbarschaft in dieser Wohngegend entwickelt, in der man seit annähernd fünfunddreißig Jahren fast unverändert zusammenwohnt. Meistens alte Pärchen, die in den Siebzigerjahren des letzten Jahrhunderts in dem damals neu erschlossenen Wohngebiet gebaut hatten – und von denen Philipp die meisten ebenso lang kannte. Wie oft hatten sie in einem der Gärten zusammengesessen, hatten gegrillt und sich über die kommunale wie über die große Weltpolitik geärgert und gestritten? Doch das war weniger geworden – insbesondere in den letzten beiden Jahren.

»Ist es schon zwei Jahre her? Die Zeit verfliegt, unglaublich! Ich werde es wohl nie verdrängen können. Wie auch!«

Da er keinen Nachbarn sieht, der vorbeigeht oder der ihn auf seiner Terrasse entdeckt, geht er wieder ins Haus hinein und weiter in die Küche, legt die Zeitung auf den Küchentisch, öffnet den Kühlschrank, nimmt Butter und Marmelade heraus, stellt Brot dazu, einen Teller, ein Messer, eine Tasse. Dann geht er zur Kaffeemaschine, legt einen Filter ein, misst den Kaffee mit einem Messlöffel genau ab, lässt Wasser in den Tank laufen und stellt die Maschine an.

»Wie immer viel zu viel Kaffee!« ermahnt er sich, aber dann doch nicht richtig. Philipp hat nun mal seinen Trott. Seit Jahren. Seit seinem Berufsleben. Und weit darüber hinaus.

Während die Kaffeemaschine dampfend läuft, schmiert sich Philipp ein Brot mit Butter und Marmelade, lässt es auf seinem Teller liegen, nimmt sich die Zeitung, blättert zum Lokalteil, liest zunächst die amtlichen Nachrichten und überfliegt auch die Berichte des örtlichen Fußballvereins, der in der letzten Saison knapp dem Abstieg aus der zweiten Liga entgangen war.

»Wird wohl dieses Jahr nicht besser, wenn ich sehe, wen die wieder abgeben und wen die dafür holen!« sagt er sich und liest den Artikel fertig, der einen neuen Starstürmer aus irgendeinem fernen Land ankündigt, dessen Namen Philipp noch nie gehört hat – aber sein Fußballwissen ist auch nicht sehr breit gefächert, wie er zugeben muss.

Dann entdeckt er einen Artikel, den er zuvor, beim ersten Durchblättern nicht gesehen hatte. Er liest, wie der neue Bürgermeister, den er selbst nicht mehr persönlich kennengelernt hatte, eine Verordnung durch den Stadtrat gedrückt hat, bei der sich Philipp die Nackenhaare aufstellen, denn es betrifft dabei auch sein Amt. Sein Amt, dessen Amtsleiter er mehr als zehn Jahre gewesen war. Bis er in Pension ging. Vor sechs Jahren, um einiges später, als er eigentlich sollte.

»Sparen, immer nur sparen! Und immer an der falschen Stelle!«, schimpft Philipp ohne seine Lippen zu bewegen. »Wenn sich diese Idioten doch mal selbst die Taschen nicht so vollmachen würden, wäre vielleicht noch mehr für alle da! Aber denen geht es doch nur darum... Ach lass das, du bist nicht mehr im Amt! Die Geschäfte liegen jetzt in der Hand deines Nachbarn, denn denjenigen, den du als deinen Nachfolger empfohlen hast, haben sie nach zwei Jahren verjagt. Zu konservativ! Meinetwegen, er war nicht der modernste, aber einen Denkmalschützer wegen seiner konservativen Einstellung aus dem Amt zu jagen, hat schon was Urkomisches an sich! Meine Güte! Aber das liegt zum Glück nicht mehr in meinem Ermessensbereich!«

Nach der Beendigung des Lokalteils vernimmt Philipp, dass der Kaffee inzwischen durchgelaufen ist. Langsam erhebt er sich, stützt sich dabei auf der Tischkante ab, geht zur Maschine, prüft, ob der Kaffee noch tropft, greift nach der neben der Maschine stehenden Schüssel und tauscht sie gegen die Kaffeekanne ein.

»Wie oft habe ich mich früher darüber aufgeregt, weil ich die Schüssel für totalen Quatsch hielt, und wie oft hat mich Luise angeschimpft, wenn ich mal wieder die Schüssel vergessen habe!«, erinnert sich Philipp und bleibt in dieser Stellung, bis ihm wieder einfällt, dass er eine Kanne heißen Kaffees in seiner Hand hält. Indem er sich eine Tasse einschüttet und die Kanne mit der Schüssel wieder zurückvertauscht, bleibt er auf dem Rückweg am Küchenfenster stehen, weil er gesehen hat, wie einer der Nachbarn mit seinem Hund am Zaun vorbeigeht.

»Wie oft hat sich Luise einen Hund gewünscht?!«, erinnert sich Philipp, als er dem ungleichen Paar hinterherblickt. »Was ist das noch mal? Was hat Karl-Heinz letztens gesagt? Mein Gott, mein Gehirn lässt nach! Ein Beagle?! Ein Beagle! Ja, das ist es! Ein Beagle ist das. Nichts für Luise, aber schon die Größe, die sie immer wollte! Und ich habe ihr immer wieder versprochen, dass wir, wenn wir mal die Rente durchhaben, einen Hund haben werden. So einen kleinen Schoßhund, der mit uns auf die Couch kann! Wie Luise immer geschaut hat, wenn ich sagte, dass der dann auf die Couch darf. Auf ihre heilige Couch! Da durfte ich ja noch nicht mal drauf, wenn meine Sachen auch nur den kleinsten Fleck hatten! Auf die gute Ledercouch, die man abwaschen kann.« Er muss lächeln. »Aber was macht man nicht alles in der Ehe mit, um den Haussegen gerade zu halten!«

Der Beagle mit seinem Besitzer ist längst aus seinem Blick, da setzt sich Philipp zurück an den Tisch, nimmt die Zeitung wieder auf, nippt am Kaffee, stellt fest, dass er die Milch vergessen hat, steht wieder auf, geht zum Kühlschrank, behebt das Fehlen der Milch in seinem Kaffee und kehrt in seine Ausgangshaltung zurück. Er klappt die Zeitung zusammen, liest den Leitartikel auf Seite drei, doch der hat keine sonderliche Spannung, es ist Sommerloch. Da sind auch die Nachrichten keine eigentlichen Nachrichten, sondern nur halbgare, heiß gemachte B-Nachrichten, die nur heiß serviert werden. Doch dann aber entdeckt Philipp etwas, das seine Aufmerksamkeit in den Bann zieht.

»Was!?!«, schreit er so laut, dass er sich selbst erschreckt. »Der Typ soll für den Friedensnobelpreis vorgeschlagen werden? Der Typ, der ein ganzes Volk in den Krieg gestürzt hat, Hunderttausende Seelen auf dem Gewissen hat, der... mir bleibt die Spucke weg! Wenn der den Preis bekommt, dann... Ja, was dann?« Philipp schließt seine Augen, konzentriert sich auf seine Atmung, wie er es auf einem Seminar für leitende Beamte gelernt hatte. Es wirkt, er wird nach einigen Momenten tatsächlich ruhiger. »Eigentlich ist es doch egal! Am Ende des Tages ist es doch egal, wer den Friedensnobelpreis bekommt. Da werden ein paar Wochen Nachrichten gemacht, dann ist schon der nächste Skandal da, über den man sich auslassen muss. Nichts ist kälter als die Nachrichten vom Vortag! Also Ruhe bewahren und Kaffee trinken!«

Er legt die Zeitung weg, da er alle wichtigen Nachrichten gelesen hat, dreht sie so, dass er noch über die letzte Seite fliegen kann, muss beim Witz des Tages nicht einmal schmunzeln, findet die

Karikatur ganz gelungen, überfliegt sein Horoskop, an das er nicht glaubt. »Aber Luise glaubte daran!«

»Was steht denn heute an?«, fragt er sich mit einem Mal, als er die erste Tasse Kaffee geleert hat, aufsteht und die Kanne holt. Dieses Mal vergisst er in Gedanken die Schüssel unter den Filter zu stellen. Das merkt er auch nicht, als er die Kanne zurückstellt – es ist allerdings auch kein Kaffeeleck zu sehen.

»Um acht kommt Daciana, der rumänische Hausdrache. Als wir die ausgesucht haben, hatte ich Angst um mein Leben!«, erinnert sich Philipp an die erste Begegnung mit der Wahl seiner Frau, die ihren Mann davon überzeugt hatte, dass sie im höheren Alter nicht mehr das ganze Haus alleine putzen wollte. Als Daciana ins Haus trat und sich den Hausherrn gleich zur Brust nahm, glaubte Philipp zunächst, dass seine Frau diesen Drachen ausgewählt hatte, damit er nicht auf irgendeine Jüngere abfuhr, doch dann wurde ihm bald klar, dass Daciana eine Frau war, die anpacken konnte. So schnell und gründlich wie die leicht dickliche Frau, der man die Geschwindigkeit keineswegs ansah, arbeitete, war für ihn mehr als erstaunlich, und so wurde Daciana, nach anfänglichen Ressentiments seinerseits ein fester Bestandteil dieses Haushaltes. Sie war es seit nunmehr sechs Jahren. Seitdem er in Pension gegangen war. Die Pension, die er nach dem Erreichen der fünfundsiebzehn noch ein Jahr hinausschieben konnte, weil er sich einredete, keinen geeigneten Nachfolger finden zu können. Das Amt gewährte ihm eine Jahresfrist, seine Frau tobte, er fühlte sich pudelwohl mit seiner Entscheidung. Wenn da nicht die Vorhaltungen zu Hause gewesen wären. Aber die überhörte Philipp gekonnt, und jeden Morgen, wenn er auf dem Weg zur Arbeit war – immer zur selben Zeit, wie bei einem Uhrwerk, das man nach ihm stellen konnte – freute er sich auf einen Tag im Büro. Ja, er hatte nicht loslassen können, das wusste Philipp, und als der Tag kam, da auch das Amt ihn nicht mehr beschäftigen wollte oder durfte, da war es ihm, als würde ein Teil seines Lebens einfach so wegbrechen. Obwohl er glaubte, sich die Jahre über vorbereitet zu haben. Aber auf einen solchen Einschnitt kann man sich nicht vorbereiten, davon war er überzeugt! Das ist unmöglich und liegt vor allem nicht in der menschlichen Natur – und noch viel weniger in Philipps.

»Wenn Daciana heute kommt, muss ich ihr unbedingt sagen, dass wir uns endlich mal neue Putzlappen anschaffen! Die alten sind doch steinhart! Sparen müssen wir doch wirklich nicht! Zumindest nicht unnötig!«, denkt sich Philipp, nippt an der zweiten Tasse Kaffee, stellt erneut fest, dass die Milch fehlt, schüttelt seinen Kopf über seine Schusseligkeit und steht auf, um die Milch zu holen.

»Und was mache ich heute?«, fragt er sich, als er nach dem Eingießen den Kühlschrank wieder schließt, ohne die Milch einfach auf dem Tisch stehen zu lassen, wie er es sonst auch tut. »Ach ja, den Rasen mähen, und die eine Hecke muss ich schneiden. Obwohl man im Sommer keine Hecken

schneidet! Eigentlich! Sagt man! Aber die wächst ja so, dass ich sie wohl irgendwann herausreißen muss. Oder umsetzen! Aber mal abwarten. Vielleicht hat Heribert einen guten Rat. Muss ihn nachher fragen, wenn ich ihn im Garten sehe. Was hat er letztens noch gesagt? Meine Güte, was noch mal?» Philipp denkt angestrengt darüber nach, was sein Nachbar, an dessen Grundstück seines anschließt, über die Hecke gesagt hatte, denn Philipp glaubt, dass darin schon ein Hinweis auf die Beantwortung seiner aktuellen Frage steckt – doch ihm will einfach nicht mehr einfallen, was der Nachbar gesagt hatte.

»Ich bin alt!«, stellt er fest und seine Stimmung ist für einen Moment im Keller. Wie hatte er sich früher alles merken können – nie hatte er einen Terminkalender oder irgendwelche Zettelwirtschaften gebraucht, um seine Arbeit zu organisieren. Alles hatte er immer in seinem Kopf gehabt und nichts davon vergessen. Stets war er pünktlich erschienen, hatte alles fristgerecht bearbeitet und so weitsichtig geplant, dass beides auch stets möglich war.

»Ein guter Amtsleiter plant seine Zeit so, dass er nie in Bedrängnis gerät!«, war sein Motto gewesen, und dieses Motto hatte dazu geführt, dass man ihm immer zu einhundert Prozent vertraut hatte, wenn er etwas zusagte oder versprach. Wenn Philipp in einem Treffen den fünfzehnten August als Fertigstellungstermin ausgelobt hatte, dann konnte man am vierzehnten August beobachten, wie die Baustelle geräumt und alles auf Stand gebracht wurde, damit am nächsten Tag die versammelte Presse nicht nur einen kleinen Ausschnitt fotografieren konnte, sondern das gesamte restaurierte Bauwerk. Niemand konnte das Leben, die Arbeit auf dem Amt und die zugehörigen Umstände besser einschätzen als Philipp – doch das alles endete, als er es nicht verstand, sein eigenes Arbeitsende korrekt einschätzen und vorausplanen zu können. Das erste halbe Jahr nach seiner Pensionierung hatte er daran zu knabbern, nicht mehr zur Arbeit zu fahren. In der ersten Woche war er sogar noch zum Amt gefahren, und wachte erst auf, als er das Gebäude sah und erkannte, wo er sich befand, um dann langsam vorbeizufahren. Seine Frau hatte diese anfängliche Verwirrung geduldet, denn sie spürte, dass es für ihn nicht leicht war, nach über vierzig Jahren im Stadtdienst alles aufzugeben und die Verantwortung in eine andere Hand zu legen. Das ist für niemanden einfach, der sein Herz an eine Aufgabe gehängt hat, die ihm dann einfach so genommen wird, doch Philipp gestand sich ein, dass er keinen brauchbaren Plan für die Zeit nach dem Renteneintritt hatte - selbst mit der lang vorher bekannten Ankündigung.

Als er die zweite Tasse leer getrunken hat, schaut Philipp auf die Uhr, sieht, dass es noch zehn Minuten bis acht Uhr ist, und räumt seinen Teller und das Besteck in die Spülmaschine. Er nimmt die Kanne mit dem restlichen, ungetrunkenen Kaffee aus der Maschine, stellt dieses Mal zur Sicherheit die Schüssel darunter, und kippt, da weder er noch Daciana in der Folgezeit Kaffee trinken werden, die schwarze Flüssigkeit in den Ausguss. Den Filter steckt er in die Schüssel und leert diese dann im Eimer, den er später auf seinen Komposter im Garten bringen wird. Kurz mit

einem Lappen über den Tisch wischend, ist es auch bereits acht Uhr, und da Daciana – was Philipp vom ersten Tag gefreut hatte – überpünktlich ist, erwartet er ihr Eintreten. Er vernimmt das Einführen des Schlüssels, den er ihr vor zwei Jahren gegeben hatte, das Umdrehen desselben, ehe sie die Tür öffnet und wieder schließt und mit ihrer ganz eigenen Betonung seinen Namen durch das Haus brüllt.

»Herr Schindelmeier! Morgen! Ich bin's! Dacia!«

»Sie wird mich wohl niemals Philipp nennen, egal, wie oft ich ihr es noch anbieten werde!«, muss Philipp über den Umstand lächeln und wartet, bis Daciana in die Küche getreten ist. Sie sieht, dass er sie, leicht an die Spülmaschine gelehnt, erwartet und stellt ihre Tasche auf den Küchentisch. Philipp ist wie fast jeden Tag drauf und dran zu fragen, was sie alles in der riesigen Tasche mit sich führt, in der man mehr als drei volle Aktenordner verstauen kann – vermutet er.

»Und die Tasche ist bis zum Rand voll!«, stellt er auch heute wieder fest.

»Was steht heute an, Herr Schindelmeier?«, fragt Daciana, obwohl sie genau weiß, dass sie die Arbeiten machen kann, die sie für sinnvoll hält, doch da Philipps Frau zuweilen eine spezielle Aufgabe für Daciana parat gehabt hatte, fragt sie aus Gewohnheit nach.

»Philipp – bitte!«

»Wie Sie wollen, Herr Schindelmeier!«, gibt sie mit einem bissigen Lächeln zurück, das keine Widerrede zulässt. »Also! Alles beim Alten?«

»Ich denke schon! Ich gehe nachher in den Garten und mähe den Rasen. Sie wissen ja, was zu tun ist!«

»Klar. Kein Problem. Übrigens: Morgen ist Ende des Monats!«, sagt sie betont, jedoch ohne sonderliche Spannung in der Stimme.

Daciana hatte sich angewöhnt, am vorletzten Arbeitstag vor dem Monatsende auf denselbigen hinzuweisen, da Philipp nur selten Bargeld im Haus hat. Seine Frau hatte Daciana vor sechs Jahren gegen Philipps Aufbegehren ohne Anmeldung bar auf die Hand angestellt und mit diesem dezenten Hinweis weiß Philipp jetzt, dass er an diesem Tag noch zur Bank muss, um die nötige Geldscheine vom Konto abzuheben. Dass er Daciana immer noch nicht angemeldet hat, ist seine persönliche, kleine Rache, dass sie ihn gegen seinen Wunsch aus dem Stadtdienst in die Pensionierung gezwungen hatten.

»Das Geldabheben ist zum Glück kaum Aufwand. Außerdem komme ich dann zur Bäckerei, die diese leckeren Brezeln macht. Schwäbische Art, nur hier gebacken. Wie ich die liebe! Auch wenn sie sich mit meinen breiter werdenden Hüften nicht vertragen, aber so lecker wie die sind!«, entschwindet er in seine Gedanken, und als er aus diesen aufwacht, ist Daciana aus der Küche verschwunden und hat sich bereits ans Badezimmer gemacht, mit dem sie fast immer den Hausputz beginnt.

Der Morgen vergeht wie im Flug; während Daciana das ganze Haus putzt, hat sich Philipp ans Mähen des Rasens hinterm Haus gemacht, und als die Sonne bereits hoch am Himmel steht, geht er mit dem Rasenmäher vors Haus und mäht den kleinen Streifen vor der Eingangsterrasse, die im eigentlichen Sinne keine Terrasse ist, da sie mehr einem gepflasterten Vorhof gleicht. Als er mit dem Mähen fertig ist, blickt er auf seine Uhr, sieht, dass es bereits elf Uhr durch ist und wischt sich den Schweiß von der Stirn. Kaum, dass er den Rasenmäher saubergemacht hat, dringt ihm ein Geruch in die Nase, der ihm sogleich das Wasser im Mund zusammenlaufen lässt.

»Anneliese macht wieder einen Braten!«, sagt er sich und blickt neidisch zum Nachbarhaus, in dem die Köchin hantiert. Wie gut ihre Speisen sind, weiß Philipp von unzähligen Grillabenden, bei denen ihre Salate und Kleinspeisen als einzige immer vollständig aufgegessen wurden.

»Was für ein Glück hat Heribert, dass er seine Anneliese hat!«, denkt Philipp voller Wehmut, der ihm das Herz und gleich darauf die ganze Brust schmerzen lässt, und hätte er nicht aufgepasst, wären ihm sogar einige Tränen über die verschwitzten Wangen gelaufen. Doch diesen Ausdruck von Schwäche will er sich nicht eingestehen.

Den Rasenmäher in den Schuppen zurückfahrend, bleibt ihm der Geruch in der Nase.

»Was Daciana heute wohl zu Hause kochen wird?«, fragt er sich und wundert sich über den Gedanken, denn da sie nicht für ihn kocht, hat er noch nie etwas von ihr gegessen. »Vielleicht sollte ich sie mal fragen, ob sie nicht auch noch für mich kochen will!«

Da er diese Frage für eine gute Idee hält, packt er seine Arbeitssachen weg, tritt in das Kühle und Dunkel des Hauses, zieht sich die Arbeitsschuhe aus, geht über den Keller nach oben, sucht Daciana und findet diese, wie sie gerade die Bilderrahmen im Wohnzimmer abstaubt.

»Wenn Sie denken, dass Sie mit diesen Klamotten ins Wohnzimmer kommen dürfen, dann haben Sie sich aber geschnitten!«, droht sie Philipp und lässt ihren Blick solange auf ihm ruhen, bis er sich zum augenblicklichen Umziehen entscheidet.

»Die geht schon ruppig mit mir um!«, fällt ihm wie fast jeden Tag auf, doch da seine Frau einen ähnlichen Ton anschlug, wenn er mit dreckigen Klamotten im Haus herumliefe, lässt er sich die Warnung gefallen, geht ins Schlafzimmer, duscht sich kurz ab, zieht sich um und fühlt sich auch gleich besser.

Als Philipp zurück nach unten kommt, hat Daciana das Wohnzimmer beendet und ist in die Küche übergesiedelt, den Ort, um den es sich auch bei seinem Anliegen drehen wird.

»Dacia, meine Liebe!«, fängt er ohne Umschweife an, »Was halten Sie davon, wenn Sie nicht nur für mich putzen, sondern auch kochen? Ich meine, nur wenn Sie es einrichten können, wäre das super! Ich meine...«

Philipp wird immer unsicherer, wenn sich Daciana in ihrer gesamten Körperfülle zu ihm wendet und ihn anblickt, ohne dass er genau weiß, was sie denkt. In seinen Phantasien geschieht es dann

schon mal, dass er darüber nachdenkt, was wohl passieren würde, wenn sie jetzt auf ihn zuspränge, um ihn unter ihrem Gewicht zu begraben. Aber das passiert auch an diesem Tag nicht – natürlich nicht!

»Wissen Sie, Herr Schindelmeier, ich muss für meinen Mann und meine Kinder kochen! Ihnen etwas extra zu kochen, geht nicht. Dafür fehlt die Zeit. Und da ich nicht jeden Tag kommen kann, kann ich Ihnen auch nichts mitbringen. Aber es gibt doch solche Taxis, die das Essen bringen!«

»Die will ich nicht! Ich möchte Hausgemachtes!«, protestiert er ein wenig beleidigt. »Was Leckeres, etwas, das ich sehen kann, wie es gemacht wird. Nichts, was ich bestellen muss. Das ist nicht meine Art.«

»Dann brauchen Sie noch eine Köchin, Herr Schindelmeier! Aber das sollte doch für Sie machbar sein, oder?«

»Noch eine andere fremde Person? Ich habe schon lange gebraucht, mich an Ihre Anwesenheit zu gewöhnen!«

Philipp sieht, dass das, was er gerade gesagt hat, anscheinend falsch bei Daciana angekommen sein muss, da sie das Gesicht merklich verzieht.

»Damit meine ich nicht, dass ich Sie nicht leiden kann, Dacia!«, versucht er das Gesagte zu retten.

»Ganz im Gegenteil! Was ich meine, ist, dass es für mich seltsam war, nach all den Jahren, in denen unsere Tochter aus dem Haus war, und meine Frau und ich allein waren, wieder jemanden im Haus zu haben, der nicht meine Frau war. Glücklicherweise war ich am Anfang damit nicht!«

»Das habe ich schon verstanden! Ist in Ordnung! Aber ich kann nicht für Sie kochen, Herr Schindelmeier. Soll ich mal nachhören, ob ich jemanden kenne, der für Sie kochen kann?«

Philipp denkt kurz über ihren Vorschlag nach, doch dann sagt er: »Nein, danke, Dacia. Ich werde wohl mit mir selbst auskommen müssen!«

Indem er eine Antwort erhalten hat, die anders ausfiel als die, auf die er gehofft hatte, tritt Philipp aus der Küche in den Flur, geht nach oben ins Badezimmer, schließt die Tür ab, setzt sich auf die Toilette, greift nach einem Buch und versucht, Abstand von den Gedanken um das eben geführte Gespräch zu bekommen. Als er seinen Blick über die Zeilen fliegen lässt, packt ihn die Geschichte im Text so stark, dass er das Gespräch vollständig vergisst – und zudem die Zeit, denn als er spürt, dass seine Beine eingeschlafen sind, müssen wohl mehr als zwanzig Minuten vergangen sein.

Fast zehn weitere Minuten brauchen Philipps Beine, bis sie ihm wieder den normalen Dienst verrichten, und als er aus dem Badezimmer und über die Treppe in die untere Etage zurückkehrt, stellt er fest, dass Daciana in der Zwischenzeit das Haus verlassen hat.

»Wie spät ist es denn?«, fragt er sich und sieht auf der Uhr, dass es zehn nach zwölf ist. Der Geruch des Bratens kehrt zurück in sein Gedächtnis.

»Das ist ja kaum auszuhalten!«, stellt er für sich fest, nimmt sein Portemonnaie und den Autoschlüssel, tritt nach draußen in die Mittagshitze, öffnet sein Auto, schaltet die Klimaanlage auf Maximum, missachtet, dass er sich dabei womöglich eine Erkältung zuziehen kann, und fährt langsam und bedächtig in das Zentrum des Vorstadtortes, der zwar schon seit langem an die Großstadt angegliedert ist, aber damit seine Eigenständigkeit kaum aufgegeben hat. Einen Parkplatz vor einem neuen Bioladen findend, zieht sich Philipp ein Parkticket, geht zur Bank, die auf der anderen Straßenseite liegt, und hebt genügend Geld ab, um Daciana übermorgen zu bezahlen, wenn sie das nächste Mal zum Hausputz vorbeikommen wird.

Da ihm der Gedanke an Annelieses Braten nicht aus dem Kopf gehen will, überlegt er kurz, was er diesen Mittag essen möchte, und da er sich sowieso schon im Zentrum befindet, entschließt er sich, in einem gutbürgerlichen Restaurant einen Braten zu bestellen, der zwar niemals an die Qualität von Annelieses Braten heranreichen wird, aber wenigstens ist es ein Braten! Also mehr als das, was er sich sonst mittags macht – eine Suppe aus der Dose, ein paar Nudeln, kalte Platte oder sonst was Schnelles. Auch Fertiggerichte isst er ab und an, auch wenn er diese danach immer wieder verteufelt, da er davon ein seltsames Gefühl im Magen bekommt, was die Stimmung über den Nachmittag stark beeinflusst.

In dem Restaurant, in das Philipp aus der Sonne ins Kühle eintritt, war er schon seit langem nicht mehr. Genauer gesagt kann er sich zwar daran erinnern, dass er das letzte Mal mit Luise hier gegessen hat, aber wie lange das her war, daran kann er sich nicht mehr erinnern. Er sucht sich einen Platz an einem Zweiertisch, wartet, bis die Bedienung zu ihm kommt, bestellt ein stilles Wasser, erhält die Karte, sucht nach der Bratenauswahl, ist enttäuscht, als die Auswahl nur zwei Varianten ausgibt, doch dann entscheidet sich er sich für den Sauerbraten rheinischer Art mit einem Fruchtjus. Hauptsache Braten!

Während er auf sein Essen wartet und die zweite Flasche Wasser erhält, schaut er sich im Innenraum um, stellt fest, dass das Restaurant für einen Wochentag erstaunlich gut gefüllt ist, was ihm die Hoffnung auf ein gutes Essen verstärkt. Als das Essen serviert wird, saugt er den Dampf der Kartoffeln, der Bohnen mit Speck, aber vor allem des Bratens ein, vergleicht diesen Geruch mit Annelieses Braten, kommt zum Urteil, dass es wohl ein anderer Braten sein muss, den seine Nachbarin gemacht hat, nimmt das Besteck auf, schneidet das mit Sauce bedeckte Bratenstück an und ist leicht enttäuscht, als er den ersten Bissen im Mund hat.

»Schmeckt nicht schlecht«, aber kaum so, wie er es von seiner Frau gewohnt gewesen war, die einen vorzüglichen Sauerbraten gemacht hatte. »Vielleicht hätte ich mir keinen Sauerbraten bestellen sollen, sondern den Schweinebraten! Aber dann wäre ich vielleicht auch nicht richtig glücklich gewesen, weil ich Annelieses Schweinebraten kenne! Ach, was soll's! Ich meine, der ist nicht schlecht, aber gut ist der auch nicht. Wenigstens schmecken die Bohnen und das Jus! Die

Kartoffeln sind ein wenig drüber und mehlig... Aber...! Etwas Besseres wirst du heute nicht bekommen, und schlecht ist es wirklich nicht!«, findet er und gibt sich mit seiner Bestellung ab, isst den Teller leer und bestellt einen Kaffee hinterher, der ihn allerdings wieder milde stimmt, und als er bezahlt, gibt er der Bedienung ein großzügiges Trinkgeld, denn er kann nicht behaupten, dass sie sich nicht rührend um ihn gekümmert hat.

»Vielleicht probiere ich beim nächsten Mal etwas anderes! Das mag dann im Ganzen besser sein!«, nimmt er sich vor, geht noch schnell in den Biomarkt die Straße hinunter, kauft etwas Obst ein, ehe er ins Auto steigt und sieht, dass sein Parkticket seit einer halben Stunde abgelaufen ist. Doch zu seinem Glück ist in der Zwischenzeit kein Polizist umhergegangen. Schnell den Motor startend, parkt er aus und fährt gemütlich nach Hause. Dort angekommen, tritt er ins einsame Haus, bringt das Obst in die Küche, geht nach oben, will sich umziehen, doch dann merkt er eine stark aufkommende Müdigkeit und ohne sich umzuziehen legt er sich ins Bett, wo er auch sogleich einschläft.

* * *

Als er eineinhalb Stunden später aufwacht, hat sich aufgrund der aufgestauten, frühnachmittäglichen Hitze ein leichter Schweißfilm auf seiner Stirn gebildet. Philipp steht auf, geht sich kurz abwaschen, schaut auf die Uhr, merkt, dass es kurz vor drei ist und fragt sich, was er mit dem Rest des Tages anfangen will.

Da ihm nichts Besseres einfallen will, geht er nach unten ins Wohnzimmer, setzt sich auf die Couch, schaltet den Fernseher ein, zappt durch die Programme und muss feststellen, dass keine interessante Sendung läuft. Er macht den Fernseher aus, steht auf und sucht sich an der Bücherwand ein Buch aus, das er vor zwei Monaten an seinem Geburtstag von einem der Nachbarn geschenkt bekommen hat. Es ist noch in Folie geschweißt, die er erst einmal herunterreißen muss. Dann setzt er sich zurück auf die Couch, liest über die ersten zwanzig Seiten, stellt fest, dass ihm der Erzählstil des Romans nicht gefällt, blättert in die Mitte und zum Ende, sucht ohne große Hoffnung, ob sich der Stil noch ändert, doch da ihm der Roman den Gefallen nicht tun will, steht er ein weiteres Mal auf, geht zurück zum Bücherregal und stellt das Buch weg – wohl für immer.

»Eigentlich habe ich auch gar keine Lust zum Lesen!«, sagt er sich und geht in die Küche, holt sich einen Joghurt aus dem Kühlschrank, löffelt diesen bedächtig am Küchentisch, blickt derweil nach draußen, wo rein gar nichts geschieht, geht zurück ins Wohnzimmer, macht ein weiteres Mal den Fernseher an, und da ihm keine bessere Tätigkeit einfällt, schaut er sich eine Sendung an, die er früher nach nicht einmal zehn Sekunden wieder ausgemacht hätte.

So verbringt er den Nachmittag auf der Couch, lässt die Zeit untätig vergehen, und wenn ihn einer nach der eben gesehenen Sendung gefragt hätte, könnte er sicherlich keine einzige inhaltliche Frage beantworten. Um sechs Uhr fühlt er sich so schläfrig, dass er schon glaubt, ins Bett gehen zu können.

»Was ist nur los mit mir?«, fragt er sich, doch er weiß genau, was mit ihm los ist. »Einsam! Ich bin einfach einsam! Niemand um mich herum, niemand, mit dem ich reden kann. Ich vermisse dich, Luise! Du glaubst gar nicht, wie sehr ich dich vermisse!«

Philipp sitzt auf der Couch, der Fernseher läuft, und er weint. Wie fast jeden Abend weint er, wenn sich die Sonne dem Horizont entgegenneigt, und er keine geplante Beschäftigung hat. Kein heftiges, bebendes Weinen, sondern mehr ein hilfloses Schluchzen. Es ist diese Einsamkeit, die sein Leben bestimmt, es ist dieses Loch, das der Tod seiner Frau vor zwei Jahren gerissen hat. Jenes Loch, das er nicht zu stopfen weiß, dem er ohnmächtig gegenübersteht, das ihn auffrisst, mit Haut und Haaren! Alle Pläne, die sie für die Zeit nach der Arbeitszeit geschmiedet hatten, alle Wünsche, die sie sich zu zweit erfüllen wollten – alle diese Hoffnungen wurden mit einem Mal begraben, als Luise eines Tages zusammenbrach, aus dem Nichts, nachdem sie zuvor leichte Bauchschmerzen verspürt hatte, ein Druckgefühl in der oberen Magengegend. Das war vor fünf Jahren gewesen, fast auf den Tag genau ein Jahr nach seiner Pensionierung.

Der Weg ins Krankenhaus war eine einzige Krise gewesen, denn Luise lag auf der Bahre, als wäre sie bereits tot. Sie war so schwach, dass sie kaum noch etwas sagen konnte, nur ihr Blick blieb starr auf das Dach des Krankenwagens gerichtet, der mit Blaulicht und Sirene Richtung Krankenhaus raste – als ob sie Angst hatte, dass sie aus der Welt gehen müsse, wenn es ihr nicht gelang, die Augen offen zu halten. Im Krankenhaus holte man die mit dem Tod kämpfende Luise aus dem Wagen, fuhr sie in irgendeinen Saal, in den Philipp sie nicht begleiten durfte, und während er gezwungen war, die verwirrenden Formalien auszufüllen, kämpften die Ärzte um das Leben seiner Frau. In der Zwischenzeit traf auch Evelyn, ihre einzige Tochter, mit den beiden Enkeln ein. Alle waren kreidebleich, denn niemand konnte und wollte sich vorstellen, dass die geliebte Großmutter, Mutter und Ehefrau so früh aus dem Leben schied.

Am Ende dieses aufreibenden Tages kam ein Arzt zu ihnen und sagte, dass sie zwar Luises Leben bewahren konnten, dass aber schon der nächste Herzinfarkt – und für Philipp war es unvorstellbar, dass dieser Zusammenbruch ein Herzinfarkt gewesen sein sollte – auch der letzte sein könnte. Ihr Herz hätte durch den Infarkt viel Narbengewebe gebildet, das sie nicht entfernen könnten, und somit war die Entlassung aus dem Krankenhaus ein Sterben auf Zeit. Zu Hause beteuerte Luise zwar immer, dass sie sowieso bald sterben würden, doch Philipp konnte sich nicht mit dem Gedanken anfreunden, dass seine Frau mit den nächsten Schmerzen umfallen und für immer tot bleiben könnte.

Mit dieser Nachricht waren auch alle ihre Pläne über den Haufen geworfen. Die Reisen, auf die sie gemeinsam gehen wollten, die Renovierungsarbeiten am Haus, die sie geplant hatten, um dem kommenden Alter sinnvoll und vor allem eigenständig zu begegnen, und vor allem der kleine Hund, den Luise sich gewünscht hatte, mussten aufgegeben werden, da jede zu große Anstrengung ein Risiko für Luisens Herz war. Umso mehr engagierte sich Philipp im Haushalt und war auf einmal überglücklich, dass seine Frau Daciana eingestellt hatte. Er nahm Luise alle Arbeiten ab, die schwerfällig oder anstrengend waren. Doch da Luise über die gesamte Länge ihrer Ehe den Haushalt geführt hatte, ließ sie sich nicht so einfach hinausdrängen und erledigte viele Dinge, die Philipp nicht gerne sah. Aber alleine vor die Wahl gestellt zu sein, das Risiko des Todes gegen eine generelle Unzufriedenheit seiner Frau eintauschen zu müssen, wog schwer in seinem Herzen, das sich in besonders schweren Momenten zu wünschen wagte, dass er die Last seiner Frau tragen könnte, wenn es denn möglich wäre.

Als Philipp merkt, wie ihm die Augen wegen der Tränen schmerzen, wischt er sich diese fort, steht auf, geht ins Badezimmer und wäscht sich sein Gesicht. Lange betrachtet er sich im Spiegel, sieht und spürt die Einsamkeit in allen Zügen, die er erkennen kann. In diesem Moment wünscht er sich leise den eigenen Tod. Oft steht er nach dem Weinen vor dem Spiegel, sucht dabei immer in seinem Blick das Wenige, das ihn zum Leben ermutigt und wünscht sich sein Ende.

»Wie viele Paare sind kurz nacheinander gestorben, weil der Überlebende die Einsamkeit nicht ertragen konnte?!«, denkt er und weiß aber auch, dass sein Körper für sein Alter topfit ist. Sein Arzt sagt ihm immer, dass wenn er nur solche Patienten hätte, seine Praxis schließen könne. Die Natur meint es gut mit Philipp, nur das Schicksal nicht. Und beides übereinander zu bringen, will ihm einfach nicht gelingen, denn trotz dessen, dass er sich zuweilen den Tod wünscht, kann er sich kaum vorstellen, diesen selbst herbeizuführen – die Hand an sich selbst anlegen, um das Leben zu beenden.

»Dafür habe ich viel zu viel Angst, dass es schiefgeht!«, glaubt er und weiß, dass er sich in diesem Punkt nichts vorlügt. »Außerdem haben Evelyn, Marie und Toby schon genug gelitten, als sie ihre Mutter und Oma verloren haben. Wie lange war Evelyn deswegen geknickt! Meine Trauer war schon tief, aber ihre erst!«

Das Telefon klingelt.

»Mist! Das schaffe ich nicht!«, sagt sich Philipp, macht im Vorbeigehen das Licht im Badezimmer aus, versucht ohne auszurutschen die Treppe hinabzulaufen und erreicht das Telefon in dem Moment, als das letzte Klingeln ertönt. Er drückt auf die Abnehmen-Taste und muss feststellen, dass die Gegenseite aufgelegt hat. Im Menü nachschauend, wer angerufen hat, sieht er, dass es seine Tochter war, drückt auf Wählen und vernimmt, wie das Telefon automatisch die Nummer seiner Tochter wählt.

»Schindelmeier!«, tönt es aus dem Telefon, als seine Tochter abnimmt, die nach der Scheidung von ihrem unfähigen, janusköpfigen Ehemann ihren Mädchennamen wieder angenommen hatte.

»Hier auch Schindelmeier!«, meldet sich Philipp, wie sie es immer tun, ganz gleich, wer von beiden auch anruft.

»Hallo Papa!«

»Hallo Engel! Wie geht es euch?«

»Uns geht es ganz gut. Ich meine, Toby hat immer noch etwas Sommergrippe, aber wenigstens ist Marie gesund. Nächste Woche bin ich sie beide los und kann mal eine Woche ausspannen!«, sagt sie mit einem Lachen auf den Lippen, das Philipp an der Stimme vernimmt. »Wie geht es dir, Papa?«

»Es geht soweit!«

»Hast du wieder geweint?« Er hatte es seiner Tochter irgendwann mal gesagt und nun wurde er bei jedem Anruf danach gefragt, wenn er nicht direkt sagte, dass alles super sei.

»Das auch. Aber das ist es nicht. Es ist nur so, dass es jetzt zwei Jahre her ist und ich...«

»Ich weiß, Papa. Mir geht es nicht anders. Wollen wir am Sonntag zum Grab gehen? Ich habe ein paar Blümchen und ein neues Windlicht gekauft!«

»Können wir gerne machen!«, sagt Philipp, obwohl er es jedes Mal hasst, auf dem Friedhof zu sein. Nachher jedoch, wenn er sich dazu aufgegriffen hat, ist er stets darüber glücklich, dass er seiner Frau einen Besuch abgestattet hat.

»Dann komme ich Sonntag zum Kaffee! Um drei!«

»Gerne. Ich kaufe Kuchen.«

»Den kann ich auch mitbringen, dann musst du nicht...«

»Ich sagte, ich besorge den Kuchen. Lass mich doch auch mal was machen!«, insistiert Philipp resolut, weil er weiß, dass nichts anderes bei seiner Tochter hilft.

»Gut, dann besorg' du halt den Kuchen. Kaffee kochst du ja sowieso. Dann sehen wir uns am Sonntag!«

»Warte!«, schießt es aus Philipps Mund.

»Was ist denn, Papa?«, fragt Evelyn mit einem Mal besorgt, und Philipp merkt, dass die Bemerkung zuvor unbesonnen gewesen war.

»Ach nichts!«

»Das kannst du mir nicht erzählen! Sag schon: was ist los?«

Nun ist Philipp gefangen. Weil er unbedacht etwas gesagt hat, seine Gefühlswelt sprechen ließ, ist er in seine selbst gestellte Falle getappt und sucht in diesem Moment nach einer Möglichkeit, sich aus dieser Falle zu befreien.

»Papa!«, dringt es aus dem Hörer an sein Ohr, und er merkt, wie er nervös wird, als ihm etwas einfällt, das ausreichend interessant klingt, sodass seine Tochter Ruhe gibt.

»Ich habe Daciana heute gefragt, ob sie für mich kochen kann!«

»Und was hat sie gesagt?« Evelyns Stimme bleibt argwöhnisch.

»Sie sagte, dass es nicht geht. Weil sie für ihren Mann und ihre Kinder kochen müsse und nicht jeden Tag zu mir kommen kann, um mir was mitzubringen.«

»Und was wirst du jetzt machen?«, fragt sie, doch da Philipp selbst keine Antwort weiß, spricht sie weiter. »Es gibt doch diese fahrenden Essenstaxis! Die bringen einem jeden Tag das Essen vorbei und...«

»Ich will so was nicht! Essen kann ich mir auch alleine kochen!«, unterbricht Philipp seine Tochter in einem Tonfall, der selbst ihm zu heftig erscheint.

»Ist ja schon gut, Papa. Was soll's! Wenn du dir sicher bist, was du willst, kann du dich ja noch mal melden. Dann sehen wir weiter. Ich muss zu Marie, die braucht noch was von mir! Bis Sonntag!« Dieses Mal hat er nichts mehr entgegenzusetzen.

»Ja, bis Sonntag!«, gibt er zurück und hört, wie seine Tochter auflegt.

»Ist sie jetzt sauer auf mich, weil ich das Thema angeschnitten habe?«, fragt er sich, als er das Telefon weglegt.

Diese Frage stellt er sich die ganze Zeit über, in der er für sein Abendbrot den Tisch deckt. Noch während er den letzten Bissen kaut und den Tisch bereits wieder abräumt, kann er kaum einen anderen Gedanken fassen. Es ist kurz nach sechs Uhr am Abend, und Philipp langweilt sich schon wieder. Langweilige Einsamkeit – es gibt kaum ein Gefühl, das ihn so sehr in die Hoffnungslosigkeit treiben kann wie dieses Gefühl.

Zurück auf der Couch sieht er insgesamt dreimal hintereinander auf drei verschiedenen Sendern die Abendnachrichten, danach schaut er sich einen Krimi an, dessen Handlung er an den Haaren herbeigezogen empfindet, und als er sich das vierte und letzte Mal ausführlich die Ereignisse des Tages anschaut, merkt er, wie er müde wird, entscheidet sich, nicht länger aufzubleiben, begibt sich ins Bad und danach ins Bett. Als er so auf der Matratze liegt, auf seiner Seite des Doppelbettes und seine Hand über die unbenutzte Seite seiner Frau gleitet, ist es ihm, als würde sein Herz zerbrechen. »Nicht schon wieder weinen!«, kämpft er mit sich selbst, blickt in Richtung Decke und scheitert beim Versuch, seine Gedanken zu verlieren. Denn sie kommen immer wieder – und dann immer mächtiger. Erinnerungen schießen durch seinen Kopf, vor seinen Augen fahren ganze Filme mit Erinnerungen an schöne Zeiten aus ihrem gemeinsamen Leben vorbei, gegen die er sich nicht wehren kann, und es ist weit nach Mitternacht, als ihn die Müdigkeit übermannt und er endlich einschläft.

* * *

Als Philipp am nächsten Morgen mit den ersten Strahlen der morgendlichen Sonne aufwacht und ans Fenster tritt, die Gardinen zur Seite schiebt, in den Garten blickt und erkennt, wie sich der Rasen seit gestern durch sein Mähen verändert hat, fällt ihm wieder ein, dass er den Nachbar fragen wollte, was er am besten mit der Hecke machen soll. Im Bad rasiert er sich den Bart ab und macht sich anschließend fertig. Daraufhin geht er in die Küche, deckt den Tisch mit Marmelade, Brot, Butter, Besteck und einer Tasse, bestückt die Kaffeemaschine, lässt sie durchlaufen, sitzt mit seinem Marmeladenbrot am Küchentisch und liest Zeitung, die er beim Herunterkommen aus dem Briefkasten geholt hat.

»Heute kommt Daciana nicht! Erst morgen wieder! Und bis Sonntag ist es noch lange hin!«, fasst er seine weitere Wochenplanung zusammen, nimmt sich die volle Kaffeekanne aus der Maschine, vergisst die Schüssel darunter zu stellen, macht die Tasse voll und stellt die Kanne wieder zurück unter den Filter.

Die Zeitung ist an diesem Tag genauso schnell wie jeden Morgen durchgeblättert, und auch heute regt er sich über einen kommunalen Vorschlag auf, den er in seiner aktiven Zeit vor der Pensionierung mit all seiner Macht zu verhindern versucht hätte. Doch er bleibt zu Hause und fährt nachher nicht auf die Arbeit, sagt er sich mantraartig immer wieder, um sich zu beruhigen.

»Noch mal den Rasen mähen macht keinen Sinn! Und irgendetwas aufzuräumen gibt es nicht! Die Hecke... Ach, die Hecke, soll sie doch wachsen wie sie will, die dumme Hecke! Ich hasse diese Hecke! Weil sie... weil sie... Ach, Mist!«

Die letzten Worte schreit er laut hinaus, nimmt seinen Teller, reißt ihn in die Höhe und schmettert diesen so kräftig auf den Tisch, dass er in viele Einzelteile zersplittert. Von dem Getöse schreckt er auf und merkt, was er getan hat. Wie vom Blitz getroffen steht er sprunghaft auf und räumt den entstandenen Schaden weg, wobei er vorsorglich auch die Butter und die Marmelade in den Mülleimer schmeißt, die beide offen auf dem Tisch standen und vielleicht irgendwelche kleinen Splitter abbekommen haben, die er mit dem bloßen Auge nicht entdecken kann.

Den Puls spürend, der mit einem Mal hochgefahren war, läuft er durch sein großes, einsam wirkendes Haus und sucht nach einer sinnvollen Beschäftigung.

»Bloß kein Fernsehen! Oder Lesen! Bloß keine Selbstbeschäftigungstherapie!«, donnert er zu sich selbst und findet dabei nichts, das er tun könnte.

»Evelyn! Ich muss Evelyn anrufen!«, sagt er sich, wählt ihre Nummer, doch während es klingelt, fällt ihm ein, dass sie auf der Arbeit ist, und die Kinder in der letzten Schulwoche.

»Was hat sie gesagt? Nächste Woche sind beide Enkel weg? Wohin eigentlich? Ach ja, in dieses Feriencamp für Jugendliche! Beruhige dich, alter Mann, beruhige dich!«

Während er sich selbst beschwört, merkt er, wie sein Rücken schmerzt.

»Ich muss mich wohl bei irgendwas falsch bewegt haben!«, stellt er für sich fest und geht langsam zur ledernen Couch. In der Hoffnung, dass die Schmerzen bald verschwinden, legt er sich hin, denn er hat keine Lust, den ganzen Tag auf der Couch verbringen zu müssen, weil ihn sein Rücken dazu zwingt.

»Das wäre die ultimative Katastrophe!«, ist ihm klar, und je länger er sich dehnt und streckt, desto mehr reift in ihm die Überzeugung, dass er sich an diesem Tag besser ausruhen sollte, da die Schmerzen nicht so einfach verschwinden wollen.

Philipp gibt sich geschlagen und stellt ohne sonderliches Interesse den Fernseher an, macht ihn wieder aus, nimmt sich ein Buch, legt es weg, wird schläfrig, nickt kurz ein und hat danach Kopfschmerzen. Er steht auf und nimmt eine Schmerztablette, doch als diese anfängt zu wirken, ist ihm jede Lust an diesem Tag vergangen, sodass er sich erneut auf die Couch zurückzieht und in den dritten Programmen nach einer Sendung sucht, die ihn interessiert – und tatsächlich findet er eine, bei der er bleibt.

»...eine stetig wachsende Anzahl an älteren Menschen«, hört er den Erzähler der Reportage sagen, »lebt inzwischen in Altersheimen oder anderen Seniorenzentren, wo betreutes Wohnen bis hin zur vollständigen medizinischen Versorgung wählbar ist. Dabei spielen die Krankenkassen und die dazugehörige Pflegestufe, aber auch der finanzielle Spielraum der Angehörigen eine zentrale Rolle, denn obwohl es den meisten Senioren bei einem Wechsel ihres Wohnraums wieder bessergeht, so ist die finanzielle Last von den beteiligten Parteien oft kaum zu tragen!«

Im Folgenden sieht Philipp, wie einige Senioren und dann einige Angehörige, aber auch Vertreter der Seniorenheime und der Krankenkassen zu Wort kommen, die einhellig der Meinung sind, dass die Seniorenheime eine Wohltat für die Gesellschaft darstellen, deren Schwierigkeit alleinig in der Finanzierung dieses riesigen Apparats läge. Philipp macht sich dazu seine eigenen Gedanken und obwohl er seiner Tochter mehrfach und entschieden gesagt hat, dass er auf keinen Fall ins Altersheim gehen wird und damit energisch gedroht hat, dass sie ihn nur gefesselt und geknebelt aus diesem Haus bekommen werden, so sieht das, was er dort im Fernsehen gezeigt bekommt, gar nicht mal schlecht aus. Doch er weiß auch, dass vieles hinter der schönen Fassade marode ist. Ein alter Freund hatte ihm erst letztens einen Brief schicken wollen, in dem er die Zustände in seinem Seniorenzentrum beschreibt, doch dieser Brief war nie angekommen. Als der Freund verstand, dass die Heimleitung die ausgehende Post öffnet und liest, hat er sich selbst zu einem Briefkasten aufgemacht und den Brief eigenhändig eingeworfen, der dann auch postwendend bei seinem alten Freund Philipp ankam. Seit dieser Geschichte hat Philipp eine noch viel stärkere Abneigung gegen Altersheime und gegen die sogenannten Seniorenparadiese im Speziellen, die von privaten Trägern als Oasen des Friedens im Alter angepriesen werden. Ihm ist bewusst, dass seine Stichprobe keine

allzu große ist, doch muss er für sich selbst konstatieren, dass er bisher nur schlechte, aber keine positiven Berichte gehört hatte.

Aber trotz der Entscheidung – oder gerade deshalb – löst sich Philipps Problem der Einsamkeit nicht auf. Vielmehr verstärkt es sich in seinem Innern immer dann, wenn er seine Optionen überdenkt, die ihm dann noch bleiben, wenn die Seniorenheime keine Option mehr sind.

Das Problem von sich fortschiebend, versucht er weiter der Sendung zu folgen, die ihren Schwerpunkt von den Seniorenzentren zu einer Spezialklinik für altersschwache Senioren, die eine vollständige medizinische Versorgung benötigen, verlagert. Nun sieht er, wie ältere Menschen, die geistig oder körperlich nicht mehr in der Lage sind, sich selbst zu versorgen, von einer gut organisierten Einheit weißkittliger Menschen umschwärmt werden.

»Immerhin sind die in Gesellschaft!« sagt er sich und traut sich kaum zuzugeben, dass er sich auf keinen Fall eine solche Abhängigkeit wünscht. »Aber dennoch – irgendwas muss in meinem Leben passieren! Irgendwas!«

Die Sendung weiterverfolgend wird er Menschen gewahr, deren kognitives Denken durch eine Vielzahl von Krankheiten eingeschränkt ist – darunter Alzheimer, die häufigste Form der Demenz, die in der Sendung näher beschrieben wird und so Philipps Interesse weckt. Dann kommt ihm plötzlich eine Idee, die ihn innerlich so erschreckt, dass er sich selbst für einen Moment selbst nicht mehr erkennt, doch je länger er über sie nachdenkt, desto klarer zeichnet sich für ihn ab, dass diese Idee vielleicht seine Rettung sein könnte.

Die latenten Schmerzen im Rücken und im Kopf unterdrückend, steht er von der Couch auf, geht in sein Arbeitszimmer, setzt sich an den Computer, den sie vor einigen Jahren angeschafft hatten und der immer noch fürs Internet ausreicht, wartet, bis dieser hochgefahren ist, spielt in Gedanken seine Idee wieder und wieder durch, ehe er in den Weiten des Internets nach Informationen sucht, wie man Alzheimer bekommen kann. Aber nicht, um aus Angst vor der Krankheit gegen sie vorzubeugen oder sich gar dagegen aktiv zu wehren – nein, er sucht Hinweise, um Alzheimer zu bekommen!

So forscht er auf einschlägigen Seiten nach Ursachen, Wirkungen, ersten Anzeichen, Diagnosen, Therapien und drückt eine nach der anderen Seite aus, die ihm zu diesem Thema interessant erscheint. Bald schon hat sich ein ganzer Stapel an Papieren angesammelt, der noch gelesen werden will.

Nachdem er seine Recherche fürs Erste erledigt hat, geht er mit dem Stapel Ausdrucken ins Wohnzimmer, schaltet den Fernseher ab, den er eben vor lauter Gedanken laufen ließ, und macht sich an die Erforschung dieser seltsamen Krankheit, die für ihre Tücken im Alltag bekannt ist.

Nicht selten erschauert er beim Lesen, wenn er feststellt, welche Indikatoren für eine Alzheimer-Erkrankung sprechen, da er einige von diesen Indikatoren bereits bei sich selbst beobachtet hat,

doch als er weiterliest, lernt er, dass der Hinweis nur dann auf Alzheimer deutet, wenn der Kranke nicht mehr erkennend reflektieren kann, dass er etwas anders als sonst gemacht hat. Ein wenig beruhigt liest Philipp weiter, schreibt sich die Indikatoren auf und insbesondere interessieren ihn die sieben Indikatoren, die vom amerikanischen Institut für alternde Menschen niedergeschrieben worden sind.

Ein wenig Bedenken hat Philipp schon, als er sich überlegt, wie er es anstellen kann, dass er vor allem seine Tochter Evelyn und Daciana davon überzeugen muss, Alzheimer zu haben. Doch dann sagt er sich, dass er es einfach versuchen müsse, denn so wie er jetzt herumvegetiere, könne es nicht weitergehen. Um den Plan jedoch Wirklichkeit werden zu lassen, muss er sichergehen, dass er auch überzeugend wirkt, sodass er sich entscheidet, nach draußen zu gehen und einen Nachbarn zu suchen, um herauszufinden, wie gut sein schauspielerisches Talent ist.

Sein Körper ist voller Adrenalin, als er aus der Tür geht, feststellt, dass er beinahe den Haustürschlüssel vergessen hätte, diesen noch schnell holt, die Türe zuzieht und die Straße hinabblickt, ob er einen Nachbarn findet, den er gut genug kennt, als dass es nicht seltsam wirkt, wenn er diesen unvermittelt anspricht. Drei Häuser weiter findet er Josef, einen rüstigen Mann, der erst vor drei Jahren in Rente gegangen ist, nachdem er mehr als vierzig Jahre beim städtischen Müllunternehmen angestellt gewesen war. Philipp sieht, wie Josef gerade sein Auto wäscht, schlendert die Straße zu dessen Haus hinab, bleibt an der Einfahrt zu Josefs Haus stehen und wartet, bis ihn dieser erblickt.

»Hallo Philipp!«, ruft Josef ihm zu, legt den Schwamm zur Seite und kommt die Einfahrt hinab. Philipp jedoch bleibt einfach stehen und blickt weiter zu Josefs Auto, ohne ihn selbst zu fixieren.

»Philipp? Alles in Ordnung?«, fragt Josef, blickt hinter sich und sucht den Punkt, auf den sein Nachbar seinen Blick fixiert hat. »Hallo!«, sagt er erneut und winkt mit der Hand vor Philipps Gesicht, dass dessen Blick kurz unterbrochen wird. Nun reagiert Philipp.

»Ach, hallo Josef!«, gibt Philipp zurück und ist sich sicher, dass er damit den ersten Test als erfolgreich werten kann.

»Ist alles in Ordnung mit dir?«, fragt Josef skeptisch.

»Ja, warum denn nicht?«

»Weil du eben irgendwo hingeblickt hast, ohne mich wahrzunehmen!«

»Was habe ich?«, sagt Philipp und achtet darauf, nicht zu gekünstelt zu wirken – gerade die Überraschung muss geübt sein und darf auf keinen Fall gestellt wirken.

»Ja, kannst du dich nicht mehr daran erinnern, an was du gerade gedacht hast?«, will Josef wissen und schaut sich seinen Nachbarn genauer an.

»Ich bin hier langgegangen, und dann hast du mir ‚Hallo‘ gesagt!«, sagt Philipp und ist ein wenig enttäuscht, als Josef kein weiteres Interesse an seiner offensichtlichen, leichten Verwirrung zeigt.

»Gutes Wetter, um das Auto zu waschen, nicht wahr?«, versucht er daher das Gespräch am Leben zu halten.

»Klar! Ist doch ein schöner Tag! Außerdem wollen Berta und ich bei diesem schönen Wetter morgen zu Tanja und ihren Kindern fahren!«

»Tanja?«

»Unsere Tochter! Die kennst du doch!«

Philipp schweigt, um herauszufinden, wie Josef auf diese unerwartete Entwicklung reagiert.

»Irgendetwas ist mit dir doch nicht in Ordnung, Philipp! Geht es dir wirklich gut?«, fragt er ein weiteres Mal, winkt erneut mit der Hand vor Philipps Augen, sodass dieser wieder reagiert.

»Ach ja, Tanja, deine Tochter.«

»Vielleicht solltest du mal zum Arzt gehen!«, meint Josef und scheint mit einem Mal wachsamer zu sein.

»Wieso sollte ich das?«, fragt Philipp und kontrolliert wieder seine Stimme.

»Weil du irgendwelche Aussetzer hast!«

»Was meinst du denn mit Aussetzern?«

»Du hast jetzt schon mehrfach keine Antwort gegeben und warst wie weggetreten! Das ist doch nicht normal! Ich an deiner Stelle würde zu einem Arzt gehen!«

»Was meinst du denn mit weggetreten? Ich war doch die ganze Zeit hier!«

»Aber du warst nicht immer ansprechbar! Mindestens zweimal hast du keine Antwort gegeben, sondern einfach nur geradeaus gestarrt. Als wäre dein Körper ohne... Ach, keine Ahnung, als wärst du nicht du selbst. Ich bin kein Arzt, ich kann das nicht beschreiben!«

»Und du meinst, ich sollte zu einem Arzt gehen?«

»Auf jeden Fall!«

»Und was soll ich dem Arzt sagen? Dass ich Aussetzer habe, von denen ich nichts weiß, aber von denen mein Nachbar berichtet? Glaubst du nicht, dass er mich für verrückt hält? Eher noch, als dass er irgendetwas anderes diagnostiziert?«

»Hast du denn keine Angst, dass es so was wie Demenz oder Alzheimer sein kann?«

»Alzheimer ist eine Form der Demenz!«, belehrt Philipp seinen Nachbarn reflexartig, ehe er seinen Fehler bemerkt.

»Ist ja gut, dass du das weißt, Philipp! Aber wenn du doch so viel schon über Alzheimer und Demenz weißt – dann muss dir doch im Klaren sein, dass damit nicht zu spaßen ist, oder?«

»Nein, natürlich nicht!«

»Mein Vater hatte auch vor seinem Tod eine starke Form der Demenz – und der hatte auch immer Aussetzer, die irgendwann keine Aussetzer mehr waren, sondern die Mehrzahl! Ich meine, dass ihr euch mal begegnet seid!«, meint Josef, doch Philipp findet Gefallen am Nichtreagieren, also spricht

sein Gegenüber weiter: »Nun ja, am Ende erkannte er nicht mal mehr Berta und mich wieder, obwohl wir ihn über fünf Jahre lang bei uns gepflegt haben, ehe es uns zu viel wurde. Wir wurden ja auch nicht jünger! Daher sage ich dir, dass du besser mal zu einem Arzt gehst, um dich untersuchen zu lassen. Vielleicht ist es ja auch was anderes! Wer weiß das schon so genau! Aber die Ärzte sollten so was herausfinden können!«

»Vielleicht sollte ich wirklich besser mal zu einem Arzt gehen!«, meint Philipp und freut sich, dass er die Kurve gerade noch bekommen hat, ehe er seinen Nachbarn verabschiedet, sich umdreht und zurück nach Hause geht, wo er sich auf die Couch setzt und das erste Alzheimer-Gespräch Revue passieren lässt.

»Alles in allem ist es nicht schlecht gelaufen, aber ich muss höllisch aufpassen, dass ich nicht irgendwelche Sachen sage, die meine Schauspielerlei aufdecken! Morgen versuche ich es bei Dacia – die wird sicherlich sofort meine Tochter anrufen, so wie ich die kenne. Die weiß genau, dass ich nie solche Aussetzer habe, und wenn ich morgen noch den einen oder anderen Indikator bringe – dann ist schnell klar, was mit mir los ist!«

Mit seinem kleinen Erfolg zufrieden geht Philipp in sein Arbeitszimmer zurück und beschäftigt sich den gesamten Abend mit der weiteren Durchforstung des Internets, liest sich Berichte von Alzheimerkranken im Frühstadium und von Familienangehörigen von Alzheimerkranken im Spätstadium durch, schreibt zusammen, welche Symptome wohl eher nicht auf diese Krankheit hindeuten und hat am Ende des Tages das Gefühl, alles Nötige über diese tückische Krankheit zu wissen, um mit ihr spielerisch umgehen zu können.

Als er sich nach dieser langen Zeit vor dem Computer zu Bett begibt und seine Hand erneut in Gedanken auf die leere Seite seiner Frau fällt, ist es ihm, als würden wieder all die schmerzhaften Erinnerungen hochkommen. Die ganze Zerbrechlichkeit in den letzten beiden Jahren seines Lebens schießt ihm durch den Kopf, Bilder reihen sich an Bilder, die von der glücklichen gemeinsamen Zeit erzählen, und auch an diesem Abend dauert es lange, bis er endlich einschlafen kann, ohne dass er auch nur noch einmal an die Alzheimer-Krankheit denkt.

* * *

Daciana ist am nächsten Morgen erneut so pünktlich, dass man getrost die Uhr nach ihr stellen könnte, und als sie eintritt und sich lautstark ankündigt, bleibt Philipp regungslos in der Küche vor seinem Kaffee sitzen, obwohl er alles genau gehört hat. Jede kleine Bewegung vernimmt er von ihr, wie sie im Flur ihre Schuhe auszieht, um ihre mitgebrachten Hausschuhe überzustreifen, und wie sie beim Bücken mit ihrem massigen Körper an der Wand entlangstreift.

»Warum ist mir das früher nicht aufgefallen?«, muss er innerlich schmunzeln und fordert von sich selbst, dass er die Ruhe bewahrt.

»Das sind Sie ja!«, tönt es dann auch mit ihrer eigentümlichen Betonung der Stimme in der Türe, als ihn Daciana erblickt, doch er schaut einfach weiter geradeaus. Es ist kein leichter Kampf, den er mit sich selbst ausficht, doch er hält dem Druck stand und rührt sich keinen Millimeter.

»Herr Schindelmeier!«, brüllt Daciana so laut, dass es Philipp im Ohr weh tut – und dabei steht sie noch weit entfernt von ihm.

Jetzt macht sich Daciana mit einem Mal Sorgen, stürmt beinahe in die Küche, packt den Hausherrn an der Schulter und schüttelt diesen aufs Heftigste.

»Herr Schindelmeier!«, brüllt sie, und jetzt ahnt Philipp, dass das Brüllen vorher eher ein bestimmtes Rufen gewesen ist, denn er hat das Gefühl, als wäre sein Trommelfell geplatzt. Aber er muss sich zusammenreißen – immerhin schauspielert er einen Alzheimerkranken, und wenn er schon bei Daciana scheitert, würde er es auf jeden Fall auch bei seiner Tochter.

»Ruhe bewahren! Die wird sich gleich ein Bild gemacht haben!«, sagt er sich, doch kaum, dass ihn Daciana loslässt, kommt sie mit ihrem Gesicht vor seines, versucht ihm direkt in die Augen zu blicken, und beinahe wäre es für Philipp schiefgegangen. Dieser Situation scheint er nicht gewachsen zu sein, denn Daciana haucht ihn kurz an, und ihm weht eine seltsame Mischung aus Kaffee, Zigarettenqualm und Knoblauch entgegen, die ihn fast zum Würgen bringt.

»Seit wann raucht Dacia?«, fragt er sich zur Ablenkung, denn er kann sich nicht daran erinnern, sie jemals mit einer Zigarette gesehen zu haben. Dieser Gedanke macht es ihm einfacher, ihren fratzenhaften Gesichtsausdruck zu ertragen, der ihn normalerweise laut losprusten lassen würde. Er muss sich vollkommen auf etwas Nüchternes konzentrieren, und als sie sich aus seinem Blick zurückzieht und in seinem Rücken verschwindet, ist es ihm, als würde eine Riesenlast von seiner Schulter genommen.

»Was macht sie denn da hinten?«, will er wissen, denn zunächst läuft kurz das Wasser, ehe der Hahn zuge dreht wird; dann kommen irgendwelche Geräusche, als würde sie nach etwas kramen.

»Jetzt macht sie einfach die Wohnung sauber und lässt mich einfach hier sitzen!«, denkt er sich und überlegt dabei, wie er am einfachsten aus der Nummer wieder rauskommt, wenn sie tatsächlich beginnt, ihre Arbeit zu verrichten. Doch bevor er sich diesem Gedanken annehmen kann, klatscht ein eiskaltes Tuch in seinen Nacken, das ihn so sehr überrascht, dass er ungewollt zusammensuckt.

»Jetzt ist es raus! Sie hat mich erwischt!«, sagt sich Philipp und ärgert sich, dass er auf so etwas nicht vorbereitet gewesen war.

»Herr Schindelmeier!«, schreit sie erneut, während das eiskalte Wasser von Philipps Haut abperlt und unter seinem Polo hemd den Rücken herunterläuft, was äußerst unangenehm ist. »Herr Schindelmeier!«

»Daciana!«, versucht Philipp die Situation zu retten, indem er so überrascht macht wie er nur kann.

»Was machen Sie denn schon so früh hier?«, fragt er sie.

»Es ist nach Acht!«, antwortet eine derart erschrockene Daciana, dass sie ohne zu zögern auf die Frage normal antwortet. »Geht es Ihnen gut, Herr Schindelmeier? Ich bin hereingekommen und habe nach Ihnen gerufen. Sie haben aber nicht geantwortet, sondern saßen hier. Einfach so, Herr Schindelmeier! Ich dachte schon, sie seien tot! Oder sonst was! Aber dann habe ich gemerkt, dass Sie atmen. Dann habe ich Ihnen das Wasser in den Nacken geschlagen. Hat schon immer geholfen. Der Schock, wissen Sie, Herr Schindelmeier!«

»Und ob ich den jetzt kenne!«, ärgert sich Philipp über das rüde Vorgehen seiner Haushälterin, die aber auf der anderen Seite von seinem tranceartigen Wegtreten überzeugt gewesen schien.

»Wenigstens schon mal ein Anfang! Jetzt muss ich das nur noch verfeinern und vor allem besser auf die Einfälle der anderen Menschen gefasst sein!«, hält er für sich fest.

»Ja, der Schock war riesig!«, sagt er zu Daciana und versucht ein gequältes Lächeln, das sie ein wenig zu beruhigen scheint. »Das Wasser war eiskalt!«

»An was erinnern Sie sich als letztes, Herr Schindelmeier?«, ignoriert sie seine kleine Beschwerde.

»Wie meinen Sie das, Dacia?«

»Ich meine, bevor ich Ihnen das nasse Handtuch in den Nacken geklatscht habe, Herr Schindelmeier! Was war das letzte, an das Sie sich erinnern?«

»Ich weiß nicht so genau, was Sie meinen!«, sagt Philipp und muss sich gestehen, dass er auch keine andere Ausweichantwort parat hat. »Das muss noch verbessert werden! Abstreiten und noch mal Abstreiten muss das Motto sein!«, sagt er in Gedanken zu sich selbst und überlegt derweil, was er antworten könne.

»Herr Schindelmeier!«, brüllt Daciana erneut, und so langsam schmerzt tatsächlich der gesamte Gehörgang. »Soll ich vielleicht einen Krankenwagen rufen?«

»Warum wollen Sie einen Krankenwagen rufen?«

»Weil ich nicht das Gefühl habe, dass es Ihnen gut geht, Herr Schindelmeier!«

»Warum sollte es mir nicht gut gehen?«

»Weil... Wollen Sie mich auf den Arm nehmen?«, fragt Daciana und am liebsten hätte Philipp mit Ja geantwortet, wäre aufgesprungen und hätte sie umarmt, weil sie den Spaß mitgemacht hat. Doch das hier ist eine ernste Angelegenheit.

»Warum sollte ich Sie auf den Arm nehmen?«, kontert er daher.

»Ich rufe besser mal Ihre Tochter an! Mir scheint, dass Sie nicht alle Tassen im Schrank haben!«

Als Philipp diese Aussage hört, kommt ihm eine Idee. Er steht auf, geht zum Schrank, in dem tatsächlich die Tassen stehen, öffnet die Türe, schaut hinein und gibt der verdutzt dreinblickenden Daciana zurück, dass er wohl doch glaube, dass alle Tassen im Schrank seien. Natürlich bis auf

jene, die dreckig in der Spüle stehe. Daciana schüttelt nur irritiert den Kopf, rollt halb verständnislos, halb schockiert mit ihren großen Augen und fragt sich ernsthaft, ob sie nicht doch einen Krankenwagen holen soll.

»Setzen Sie sich erst einmal wieder hin, Herr Schindelmeier!«, schlägt sie vor und duldet keine Widerrede, denn sie packt den älteren Herrn am rechten Arm und führt ihn zum Stuhl zurück, auf dem sie ihn gefunden hatte. Als Philipp sitzt, verlässt sie die Küche, sucht das Telefon, findet dieses auf dem Wohnzimmertisch, sucht im Speicher die Telefonnummer von Evelyn und wählt in der Hoffnung, Philipps Tochter noch vor der Arbeit zu erwischen. Doch als es fünfmal getutet hat, meldet sich nur der Anrufbeantworter, auf den Daciana eine kurze Nachricht hinterlässt, dass sie glaube, dass mit dem werten Vater etwas nicht stimmen würde. Als sie auflegt und zurück in die Küche kommt, sieht sie, wie Philipp in der Zwischenzeit aufgestanden ist, den Schrank wieder geöffnet hat, um laut die Tassen nachzuzählen.

»Dreizehn, vierzehn...«, zählt er laut und stellt sich absichtlich auf die Zehenspitzen, sodass es sehr wackelig aussieht. Daciana springt augenblicklich zu ihm und greift unter seine Arme. Hektisch schreit sie ihm ins Ohr, was er denn da mache. Dieses Mal führt sie ihn nicht zum Stuhl zurück, sondern ins Wohnzimmer, wo sie darauf besteht, dass er sich auf die Couch setzt, während sie sich selbst in den Sessel fallen lässt.

»Was mache ich nur mit Ihnen, Herr Schindelmeier?«, fragt sie laut in den Raum, aber mehr zu sich selbst.

»Was wollen Sie mit mir machen, Dacia?«, fragt Philipp und hat sich inzwischen besser in seiner Rolle zurechtgefunden – insbesondere die naiv wirkenden Gegenfragen ohne wirklichen neuen Inhalt erscheinen ihm als probates, einfaches Mittel, um die Menschen um sich herum zu verwirren.

»Ich glaube, ich rufe mal Ihren Arzt an! Vielleicht kann der mir sagen, was ich machen soll! Wie heißt denn Ihr Arzt, Herr Schindelmeier?«

»Wie heißt denn Ihr Arzt, Dacia?«, kommt es nur zurück, und da Daciana die Befragung gleich wieder aufgibt, steht sie auf, verschwindet aus seinem Blickfeld und geht ins Arbeitszimmer. Philipp hört aus der Ferne, wie Daciana in seinem Arbeitszimmer in seinen Unterlagen herumwühlt.

»Damit muss ich wohl leben«, sagt er sich, »dass die Menschen beginnen werden, in meinen Sachen herumzustöbern, solange sie denken, dass sie mir damit helfen werden! Hoffentlich kramt sie nicht zu weit in den Akten – da sind auch ein paar spezielle von meiner Zeit als Amtsleiter dabei! Oder wenn sie die Notizen mit dem Alzheimer findet. Aber nein! Die habe ich eingeschlossen!«

Doch in diesem Moment kommt Daciana mit einem kleinen, schwarzen Notizbüchlein zurück, das Philipp als sein kleines Telefonbuch identifiziert, und für einen kurzen Moment wird ihm schlecht, dass diese eigentlich immer noch fremde Person nun gleich beginnen wird, in seinen Kontakten nach einem Arzt zu suchen.

»Unter A haben Sie keinen Arzt«, sagt sie, ohne ihn direkt anzusprechen. »Und unter den anderen Buchstaben stehen nur Namen! Wie soll ich darunter Ihren Arzt finden, Herr Schindelmeier?«

»Warum suchen Sie Dr. Hoppert, Dacia?«, fragt Philipp nicht ohne Hintergedanken.

»Dr. Hoppert?«, fragt Daciana mehr zur Rückversicherung, blättert zum Buchstaben H und findet tatsächlich einen Eintrag, von dem Philipp weiß, dass er dort ist. »Sieh an, hier haben wir seine Nummer. Ich werde ihn jetzt mal anrufen! Sie bleiben hier sitzen, Herr Schindelmeier! Ich komme gleich zu Ihnen zurück und versorge Sie! Haben Sie mich verstanden, Herr Schindelmeier?«

»Was habe ich verstanden, Dacia?«

Ohne eine Antwort auf seine Frage zu geben, tritt Daciana aus dem Wohnzimmer in den Flur, jedoch nur so weit, dass sie den Hausherrn immer im Blick hat, der jedoch friedlich und ohne Murren auf der Couch sitzen bleibt. Sie wählt die Nummer aus dem Büchlein, wartet das Tuten ab und hört, wie auf der anderen Seite abgenommen wird. Eine jugendhafte Stimme meldet sich, die sagt, dass dies die Praxis von Dr. Hoppert wäre.

»Ja, Guten Tag! Mein Name ist Daciana Drulakova! Ich arbeite für Herrn Schindelmeier! Ich habe herausgefunden, dass Herr Schindelmeier ein Patient von Ihnen ist!«

»Das mag sein!«, kommt es kühl und noch sehr unbestimmt von der Gegenseite, die sich scheinbar nicht in die Karten schauen lassen will. »Warum rufen Sie an?«

»Ich bin jetzt hier bei Herrn Schindelmeier! Normalerweise ist er freudig und normal, wenn ich zu ihm komme, doch heute ist er irgendwie... irgendwie apathisch! Zuerst wollte er mir gar nicht antworten, und jetzt beantwortet er jede Frage mit einer Gegenfrage! Er verhält sich auf keinen Fall normal!«

»Haben Sie schon mal daran gedacht, Herrn Schindelmeier bei uns vorbeizubringen, damit sich Dr. Hoppert den Patienten ansehen kann? Eine Ferndiagnose ist immer schwer, und Dr. Hoppert sieht es nicht gerne, wenn wir vorab Hinweise am Telefon geben. Daher würde ich Sie bitten, Herrn Schindelmeier vorbeizubringen...«

»Ich bin aber doch nur die Haushälterin! Ich erreiche seine Tochter nicht, und ich...«

»Ich verstehe Ihre Sorgen, Frau Draku...«

»Drulakova!«

»Frau Drulakova! Ich verstehe Sie ja! Aber Sie haben sich dazu entschieden, bei uns anzurufen, und mein Rat ist, dass Sie mit Herrn Schindelmeier vorbeischaauen. Wenn Sie möchten, können Sie auch gerne ein Taxi bestellen – ich bin mir sicher, dass niemand etwas dagegen hat. Ich kenne Herrn Schindelmeiers Tochter persönlich! Sie wird Ihnen sicherlich dankbar sein!«

»Aber ich muss doch... Ich will...«, wehrt sich Daciana, doch sie merkt, dass sie kaum noch anders handeln kann, als den Verwirrten zum Arzt zu bringen.

»Sehen Sie, Frau Drulakova, ich...«

»Ich habe schon verstanden!«, wird Daciana etwas lauter. »Ich habe schon verstanden! Ich rufe ein Taxi und komme mit Herrn Schindelmeier vorbei! Wie lange haben Sie auf?«

»Bis heute Abend um sechs Uhr!«

»Und wie lange müssen wir warten?«

»Ich sehe mal kurz nach!«, sagt die reservierte, jugendhafte Stimme, die in der Zwischenzeit kein bisschen aufgetaut ist, und sucht scheinbar im Tageskalender, was ungewohnt lange dauert, ehe sie antwortet: »Wenn Sie jetzt bald kommen, kann ich Ihnen versprechen, dass Doktor Hoppert Herrn Schindelmeier noch recht zügig dazwischenschiebt. Später wird es eher länger dauern!«

»Dann kommen wir jetzt!«, entscheidet Daciana spontan.

Da sich beide Frauen nichts mehr zu sagen haben, legt Daciana einfach auf, sucht das örtliche Telefonbuch, das sie beim Staubwischen immer von links nach rechts legt, um auch darunter Staub zu wischen, findet auf der Vorderseite direkt die Nummer eines Taxiunternehmens und hat in weniger als einer Minute ein Taxi bestellt. Der Wagen soll in knappen zehn Minuten schon vorfahren.

»So, Herr Schindelmeier, wir müssen jetzt...«, beginnt Daciana, als sie aus dem Flur ins Wohnzimmer zurückkommt, doch schon stocken ihre Worte, als sie sieht, dass sich Philipp in der Zwischenzeit auf der Couch langgestreckt hat und so tut, als würde er schlafen.

»Herr Schindelmeier!«, schreit sie in einer Lautstärke, die Philipp ein wenig Angst macht. »Herr Schindelmeier, so geht das nicht! Wir müssen zu Ihrem Arzt! Dr. Hoppert will Sie sehen. Das Taxi kommt gleich! Ich habe eins gerufen! Wir müssen uns ein bisschen beeilen, denn Sie sind noch nicht fertig! Wo ist Ihre Versichertenkarte?«

»Wo ist meine Versichertenkarte?«, fragt Philipp, als er die Augen aufschlägt und so verwirrt schaut wie es ihm nur möglich ist. Langsam beginnt es ihn anzustrengen, die ganze Zeit auf der Hut sein zu müssen und dabei nichts Auffälliges zu machen, das den Verdacht erwecken könne, er simuliere diese Verwirrtheit.

Er sieht, wie sich Daciana über die Haare streicht – eindeutig ein Zeichen ihrer Unsicherheit, und Philipp glaubt nicht, dass sie genau weiß, was sie jetzt als nächstes machen soll. In ihrer Verwirrung stürmt sie aus dem Wohnzimmer, geht schnellen Schrittes in die Küche, sucht nach ihrer Handtasche, findet in ihrem Portemonnaie genug Geld, um das Taxi zu bezahlen, atmet tief durch, fragt sich, was sie noch machen müsse, und stellt fest, dass sie Herrn Schindelmeier erst einmal Schuhe anziehen müsse. Da es draußen so früh am Morgen bereits warm ist, verwirft sie den Gedanken an eine Jacke, greift sich ein Paar ausgelatschter Schuhe und geht zurück ins Wohnzimmer, wo Philipp auf Dacianas Rückkehr wartet.

»Nein, diese Schuhe nicht!«, meckert er sogleich, ohne genau zu wissen, ob kindisches Verhalten als ein Symptom von Alzheimer anerkannt ist – aber es sieht nicht so aus, als würde Daciana genau wissen, was hier gerade gespielt wird.

»Sie müssen sich jetzt die Schuhe anziehen, Herr Schindelmeier! Wir müssen zum Arzt!«, sagt sie so bestimmt, dass Philipp unter normalen Umständen keinen anderen Gedanken gehabt hätte, als sich sofort die Schuhe überzuziehen, doch er treibt sein Spiel auf die Spitze, indem er seine Beine anzieht, einen kurzen Schmerz in seinem rechten Knie verspürt, da auch seine Gelenke nicht mehr die allerjüngsten sind, und handelt ganz wie ein bockiges Kind, das stur seinen Willen durchsetzen möchte.

»Gut, dann bleiben wir hier!«, sagt Daciana völlig überraschend, schmeißt die Schuhe vor Philipp auf den Boden, dreht sich um und verlässt den Raum.

Für einen Moment weiß Philipp nicht, wie er sich verhalten soll, doch als er merkt, dass sie in sein Arbeitszimmer geht, wo er sein Portemonnaie aufbewahrt, ahnt er, dass sie ihn nur reizen will, sodass er sich entscheidet mitzuspielen. Die bockige Miene nicht verlierend, streift er sich die Schuhe über, denkt kurz darüber nach, was er noch alles mitnehmen müsse, doch außer der Krankenkarte und etwas Geld fürs Taxi fällt ihm nichts ein.

»Beides befindet sich in meinem Portemonnaie! Eigentlich habe ich mit Dacia schon ein großes Glück! Nicht jede Putzfrau kümmert sich so sehr um ihre... Obwohl sie sich auch rührend um Luise gekümmert hat! Wie rücksichtsvoll sie immer ihre Arbeiten gemacht hat, wenn Luise schlief. Kein Saugen, kein Krach. Staubwischen, Fensterputzen oder Bügeln, aber kein Krach!«

Über seine Gedanken und Erinnerungen hat er verpasst, wie Daciana zurück in den Raum gekommen ist, sein Portemonnaie in ihrer Hand haltend.

»So, wir beide fahren jetzt zu Dr. Hoppert. Gut, dass Sie Ihre Schuhe angezogen haben, Herr Schindelmeier! Kommen Sie, wir gehen schon mal zur Türe! Da lässt sich besser nachsehen, ob das Taxi kommt. Je früher wir bei Herr Dr. Hoppert sind, desto schneller kommen wir dran!«, sagt sie und greift Philipp unter die Arme, als wäre dieser nicht nur verwirrt, sondern auch noch gebrechlich oder völlig kraftlos. Doch Philipp hat kein Interesse daran, noch weiter auffällig zu sein. Vielmehr hat er beschlossen, während der Taxifahrt aus seiner Verwirrtheit aufzuwachen, um mehr von Daciana zu erfahren. Denn ihr Urteil ist für ihn der erste Schritt, auch seine Tochter von seiner Krankheit zu überzeugen.

Gemeinsam warten sie beide wortlos an der Tür auf das Taxi, das keine zwei Minuten später vorfährt und dabei hupt. Daciana zieht den Schlüssel von der Haustüre ab, schiebt Philipp nach draußen, zieht die Türe hinter sich zu und stützt ihn den ganzen Weg zum Taxi, wo sie ihn mit Hilfe der Fahrerin vorsichtig auf die Rückbank bugsiert. Sie selbst steigt vorne ein, neben die Fahrerin, die, wie sich herausstellt, nicht nur aus demselben Land, sondern sogar aus derselben

Stadt wie Daciana stammt. Schnell entspinnt sich ein Gespräch zwischen den beiden Frauen, dem Philipp nicht folgen kann; allein die wenigen Andeutungen Dacianas in seine Richtung lassen ihn vermuten, dass sich das Gespräch um ihn und seine Verwirrtheit dreht.

Da Philipp bereits des Öfteren selbst zu Dr. Hoppert gefahren ist oder von seiner Tochter gebracht worden war, weiß er ungefähr, wann sie sich bei der Hälfte der Strecke befinden. Dort entscheidet er sich, wieder auf normal zu machen.

»Dacia?«, sagt er mit verblüffter Stimmlage und wartet, bis sie sich zu ihm umdreht.

»Ja, Herr Schindelmeier?«, fragt sie mit einer mütterlich besorgten Stimme.

»Was machen wir in einem Taxi?«

»Wir fahren zu Dr. Hoppert!«

»Wir fahren zu Dr. Hoppert?! Was wollen wir denn da? Ich kann mich nicht daran erinnern, dass ich heute einen Termin bei ihm habe!«

»Sie waren bis eben kaum ansprechbar!«

»Ich war kaum ansprechbar? Wie meinen Sie das, Dacia?!«

»Herr Schindelmeier! Bitte glauben Sie mir, dass Sie bis eben kaum ansprechbar waren! Ich habe Dr. Hopperts Nummer angerufen und dort hat man mir gesagt, dass ich Sie am besten vorbeibringe, damit der Doktor sie sich mal anschaut. Sie wirkten eben ein wenig...« Sie stockt und schluckt.

»Wie wirkte ich denn?«, fragt er etwas zu streng.

»Verwirrt!«

»Verwirrt?«, bohrt er weiter.

»Herr Schindelmeier! Seien Sie mir bitte nicht böse, aber ich wusste nicht, was ich mit Ihnen machen sollte. Sie haben in der Küche die Tassen im Schrank gezählt und...«

»Ich habe die Tassen im Schrank gezählt?«

»Ja!«

»Wann?«

»Eben noch! Als wir in der Küche waren und...«

»Ich soll die Tassen gezählt haben? Die im Schrank stehen?«

»Das haben Sie, Herr Schindelmeier!«, hört er, wie sich Daciana versucht zu rechtfertigen, und ihm fällt auf, wie schwer es sein muss, jemanden zu überzeugen, der keine eigenen Erinnerungen an eine Situation hat, an der er selbst beteiligt gewesen sein soll.

»Und warum erinnere ich mich nicht mehr daran?«, fragt er und glaubt seine Haushälterin damit ausgetrickst zu haben, doch Daciana ist viel resoluter, als er denkt.

»Herr Schindelmeier!«, erhöht sie ihre Stimmlage und wird wieder bestimmend. »Sie haben eben die Tassen gezählt und danach auf der Couch im Wohnzimmer gesessen und jede meiner Fragen

mit einer Gegenfrage beantwortet. Ich weiß, dass das alles seltsam klingt, und ich kann verstehen, wenn Sie sich dabei unsicher fühlen, was das alles soll, aber wir fahren jetzt zu Dr. Hoppert, weil er derjenige ist, der Ihnen helfen kann. Ich bin kein Arzt, aber ich habe schon mal Menschen gesehen, die verwirrt waren. Und die haben sich so verhalten, wie Sie sich verhalten haben!«

Das ist es, was Philipp hören will. Er hat es geschafft! Er hat seine Rolle so gut gespielt, dass seine Haushälterin davon überzeugt ist, dass er bis eben noch geistig verwirrt gewesen war, was jetzt anscheinend nicht mehr der Fall ist.

»Dann werden wir mal sehen, was Dr. Hoppert dazu sagt!«, schließt Philipp die Unterhaltung, und die gesamte restliche Fahrt schweigen sich die drei Insassen des Taxis an. Selbst die beiden Frauen tauschen kein weiteres Wort untereinander, bis es zur Bezahlung kommt. Daciana steigt mit Philipp zeitgleich aus, und er bedankt sich überschwänglich bei der Fahrerin, die ihm einen merkwürdigen Blick zuwirft.

»Was Daciana ihr wohl alles erzählt haben muss?«, fragt er sich und freut sich zugleich, dass sein eigenes merkwürdiges Verhalten der Auslöser für diesen merkwürdigen Blick ist.

Beide sehen dem fortfahrenden Taxi hinterher und drehen sich zum Haus um, in dem Dr. Hoppert seine Praxis im zweiten Stock hat. Zusammen treten sie ins Haus ein, suchen den Aufzug, lassen ihn herunterfahren, steigen ein und fahren nach oben. Als sich die Fahrstuhltüren öffnen, stehen sie bereits mitten in der Praxis, und indem Philipp forsch auf den Empfangstresen zugeht, bleibt Daciana etwas zurück.

»Guten Tag, Herr Schindelmeier!«, sagt die jugendhafte Stimme hinterm Tresen, zu der Daciana beim Nähertreten auch ein strenges Gesicht erhält, das die schneidige Kälte in der Stimme nur noch unterstützt. »Herr Dr. Hoppert wird Sie bald empfangen! Bis dahin bitte ich Sie, im Wartezimmer Platz zu nehmen. Ich rufe Sie dann auf!«

»Wie lange wird das Warten ungefähr dauern?«, will Philipp wissen, als er sich bereits Richtung Wartezimmer aufmacht und noch mal kurz stoppt.

»Keine zwanzig Minuten! Sie wissen doch, Herr Schindelmeier, dass Sie bei uns in den besten Händen sind!«, meint die Arzhelferin mit einem Lächeln, das sogar die Hölle zufrieren ließe.

Daciana hält sich an Philipp, der auf sie wirkt, als hätte er wieder alle Körperfunktionen unter Kontrolle. Beide treten in das Wartezimmer, das so hell ist, als wäre es der Vorort zum Himmel, auf irgendeiner Wolke, direkt unterhalb der Sonne.

Es sind nur zwei Parteien anwesend, jeweils zwei Personen. Als Philipp und Daciana eintreten, bemerken sie sogleich das eine Paar auf der rechten und das andere auf der linken Seite des Raumes. Während das eine Paar zusammensitzt und die ältere Frau die Hand des älteren Mannes hält, der weitaus gebrechlicher als Philipp wirkt, sitzen die beiden anderen einen Stuhl auseinander und lesen

Zeitung. Nicht dass man unbedingt meinen könnte, dass sie zusammengehören würden, doch weder Philipp noch Daciana zweifeln daran, dass es sich um eine Mutter mit ihrem Sohn handelt. »Keine Angst, der simuliert nur!«, sagt mit einem Mal die Mutter des Jungen. Philipp zuckt merklich zusammen und blickt schnell zu Daciana, die aber ihren Blick auf die beiden gerichtet hat, von denen der Ausspruch kam.

»Sie müssen wissen, dass er ein Hypochonder ist und deswegen immer alle möglichen Krankheiten hat«, erklärt die Mutter weiter. »Er glaubt, dass er es hat. Heuschnupfen ist es dieses Mal. Deswegen muss ich jetzt von der Arbeit kommen, um ihn zum Arzt zu bringen. Weil er ja nichts mehr sieht!« Philipp betrachtet den angeblichen Hypochonder, und auch er kann nicht direkt feststellen, dass der Junge von ungefähr zwölf Jahren ein verklebtes Gesicht aufgrund von Heuschnupfen hätte. Vielmehr sitzt er dort auf dem Stuhl, blickt nach unten auf seine Knie und spielt mit seinen Fingern an seiner kurzen Hose.

»Dr. Hoppert sagt immer, dass das auch ein Krankheitsbild ist, Mama!«, protestiert mit einem Mal der Junge. »Wie kann ich dann simulieren? Ich bin wirklich krank!«

»Ja, mein Schatz. Du bist krank und heute Abend willst du Fußball spielen gehen! Wie passt das denn mit deinem Krankheitsbild zusammen?«

»Ich habe halt einen Schnellheilungskörper!«, lässt sich der Junge einfallen, und Philipp findet, dass der Junge neben seiner Hypochondrie einen ausgewachsenen Sinn für Humor hat – nur, dass er seine Aussage höchstwahrscheinlich nicht als Witz erzählt.

Die Arzthelferin von vorhin kommt herein, ruft einen Namen, und die beiden, Mutter und Hypochonder-Sohn, stehen auf und gehen aus dem Raum.

»Dann wollen wir mal sehen, wie schlimm es dieses Mal ist!«, schiebt die Mutter noch hinterher, und nicht nur Daciana und Philipp sind froh, dass die beiden endlich aus dem Warteraum verschwunden sind. Das ältere Paar hat die ganze Zeit geschwiegen und wird auch weiter schweigen.

»Das war knapp!«, sagt sich Philipp und erinnert sich an den Schreckensmoment, als die Mutter sagte, dass er ein Simulant wäre. »Wenn du diese Sache durchziehen willst, musst du im Gesamten ruhiger und abgeklärter werden! Dir darf kein Lapsus passieren, dass dich einer entdeckt, nur, weil du mal einen unbedachten Moment hast. Diese Rolle kannst du nicht einfach ablegen, sondern musst sie immer spielen!«, fordert er von sich, steht auf und sucht auf dem Beistelltisch eine Zeitung, die ihn ein wenig interessiert. Er findet eine und setzt sich auf seinen Stuhl zurück. Erst jetzt fällt ihm auf, dass Daciana ebenfalls einen Stuhl zwischen ihnen beiden freigelassen hat.

»Na ja, ist eigentlich auch klar, denn wir sind ja nicht verwandt, verheiratet oder ähnliches!«, sagt sich Philipp und widmet sich der Zeitung, die ihm etwas über Angeln beibringen will, einem Sport, den er nie etwas abgewinnen konnte, wenn es zur wahren Ausführung ging. Aber so auf Fotos

Menschen zu betrachten, die irgendeinen Riesenfisch vor einem Bachlauf in die Höhe stemmen, ist schon witzig, denkt er sich und wundert sich zugleich, wie viele verschiedene Köder es gibt. »Meine Güte«, denkt er, »auf was die Fische alles reinfallen!«

Daciana ist das Warten hingegen um einiges unangenehmer. Im Grunde ist sie ja auch nichts weiter als eine Begleitperson, die ihren Arbeitsgeber zum Arzt begleitet hat, weil kein anderer zur Verfügung gestanden hat.

»Ich vermute, Dacia findet es schlimm, dass ich Zeitung lese und mich nicht mit ihr unterhalte, wie es Luise getan hätte! Wie unwohl sie sich fühlt, ist kaum zu übersehen! Und wer weiß, wie lange wir noch warten müssen!«

Aber dann kommt alles anders. Als die eiskalte Arzthelferin erneut hereinkommt, verabreicht sie dem alten Mann ein paar Tropfen, übergibt der Frau einige Fläschchen und sagt, dass sie noch einen Termin für die nächste Kontrolluntersuchung machen sollten.

»Sie können gleich mitkommen, Herr Schindelmeier. Dr. Hoppert kommt dann auch schon zu Ihnen!«, meint sie und hilft der älteren Frau ihren Mann hochzuziehen. Philipp steht auf, blickt zu Daciana und sagt: »Wollen Sie mich bitte begleiten, Dacia? Immerhin haben Sie mich hierhergebracht! Sie wissen am besten, was vorgefallen ist!«

Da Daciana zwar einen gehörigen Frust gegenüber dieser Behandlung verspürt, aber nichts gegen die Aufforderung Philipps einzuwenden vermag, drückt sie ihren massigen Körper nach oben, nimmt die schwere Handtasche und folgt den anderen aus dem Wartezimmer.

»Zimmer Zwei bitte, Herr Schindelmeier!«, sagt die Eisprinzessin, wie Daciana sie insgeheim getauft hat. »Dr. Hoppert kommt gleich!«

»Das hättest du dir auch sparen können!«, ätzt Daciana in ihrem Innern, doch dann trottet sie Philipp ins Behandlungszimmer Zwei hinterher.

Als sie beide alleine sind und Daciana die Tür anlehnt, dreht sich Philipp zu ihr um und sagt: »Ich habe mich bisher bei Ihnen gar nicht bedankt, Dacia. Sie müssen verstehen, dass ich Angst vor dem Altern habe, und als Sie mir erzählt haben, dass ich eine ganze Zeit nicht ansprechbar war, habe ich diese Angst umso mehr verspürt. Ich hoffe, Sie sind mir jetzt nicht böse!«

»Nein, natürlich nicht, Herr Schindelmeier!«, lügt Daciana gekonnt, ohne dass er etwas von ihrer Lüge mitbekommt.

Trotz dessen, dass Philipp um sein Simulieren weiß, setzt er sich mit einem unwohligen Gefühl auf die Bahre, auf der er schon so einige schlechte Nachrichten vernommen hat – unter anderen die niederschlagenden Ergebnisse der Untersuchungen seiner Frau, die ihm Dr. Hoppert nur unter vier Augen erzählen wollte. Indem er versucht, diese alten Gedanken zu vertreiben, blickt er zu Daciana, die sich ebenfalls unsicher im Raum umsieht, was ihn zu einem schüchternen Lächeln verleitet.

»Herr Schindelmeier!«, sagt Dr. Hoppert, noch kaum, dass er ganz in den Raum getreten ist, und hat bereits seine Hand ausgestreckt. Der Doktor ergreift Philipps Hand und schüttelt diese so stark, dass Philipp leichte Schmerzen in den Gelenken verspürt.

»Sie haben jemanden mitgebracht!«, meint er mit einem Mal, geht um die Liege herum zu Daciana, doch diese freut sich über den festen Händedruck, den sie zu erwidern weiß.

»Daciana Drulakova!«, stellt sie sich vor.

»Dr. Hoppert. Niels Hoppert, um genau zu sein! Frau Drulakova!«, sagt er und deutet eine leichte Verbeugung an, die äußerst altmodisch wirkt.

»So, Herr Schindelmeier, dann sagen Sie mir doch mal, was mit Ihnen los ist! Lisa, meine gute Fee, sagte mir, dass Sie für eine Zeit lang verwirrt waren!«, schießt Dr. Hoppert los und beginnt derweil mit der Untersuchung seines Patienten, indem er in dessen Mund und Ohren schaut und auch bereits beim Herzabhören ist, als Philipp die Gelegenheit zum Antworten erhält.

»Ich denke, dass Frau Drulakova am besten für mich antwortet!« Immerhin hat Sie mich heute in diesem Zustand zu Hause angetroffen!«

»Gerne, Frau Drulakova! Na, dann legen Sie mal los!«, meint Dr. Hoppert, ohne dass er aufschaut oder sie für einen Moment auch nur anblickt, sondern sich weiter um seinen Patienten kümmert, den er inzwischen mit leichten Klopfbewegungen auf Reflexfähigkeiten prüft.

»Ja, also, wo fange ich am besten an? Also, ich kam heute Morgen um acht Uhr zu Herrn Schindelmeier, und er saß am Küchentisch und hat nicht reagiert.«

»Was meinen Sie mit nicht reagiert? Haben Sie gerufen, ihn angestubst, geschüttelt?«

»Zuerst habe ich ihn angesprochen, doch darauf hat er nicht reagiert. Dann habe ich es etwas lauter probiert, aber das wollte auch nicht helfen, ehe ich es dann mit einem nassen Lappen versucht habe!«

»Mit einem nassen Lappen?«, wundert sich Dr. Hoppert, der dann doch einmal aufblickt.

»Ja, das machen wir immer so, wenn irgendwer nicht aufwachen will. Ein Lappen mit eiskaltem Wasser und dann in den Nacken. Schlägt direkt auf den Kopf und lässt jeden aufwachen!«

Anhand des merkwürdigen Stoppens von Dr. Hoppert ahnt Philipp, dass diese Vorgehensweise mit hoher Wahrscheinlichkeit irgendein eigenartiges Hausmittelchen ist, das mit der eigentlichen Schulmedizin wenig zu tun hat.

»Gut! Sie haben also Herrn Schindelmeier einen eiskalten Lappen in den Nacken gelegt! Und was ist dann passiert?«

»Dann ist er aufgewacht!«

»Und konnte er sich an irgendwas erinnern?«

»Nein, an nichts! Ich habe ihn gefragt, ob er noch wisse, seit wann er so dasitze, doch er war immer noch wie benebelt. Dann habe ich ihn auf die Couch gelegt, kurz gewartet und dann Sie angerufen!«

»Gut, dann wollen wir...«

»Ach, Herr Doktor! Entschuldigung!«

»Macht nichts. Was denn?«

»Warum ich Sie letzten Endes angerufen habe, war weniger die Verwirrtheit, sondern dass er begonnen hat, jede meiner Frage mit einer Gegenfrage zu beantworten.«

»Mit einer Gegenfrage? Wie es Kinder schon mal machen?«

»Ja, richtig! Sogar die Inhalte seiner Gegenfragen waren dieselben wie meine Fragen!«

»Das klingt nicht sehr gut, Herr Schindelmeier! Das klingt wahrlich nicht gut! Ich kann nicht verhehlen, dass ich bis eben daran dachte, dass vielleicht Ihre Vitalfunktionen für eine kurze Zeit in den Keller gerauscht sind, doch diese Anwendung, von der mir Frau Drulakova berichtet, macht mir schon ein paar mehr Sorgen.«

Jetzt ist es an Philipp, ein besorgtes Gesicht aufzusetzen.

»Sie sehen aus, als hätten Sie in eine saure Zitrone gebissen!«, bemerkt Dr. Hoppert, und Philipp ahnt, dass er mit seiner Mimik übertrieben hat.

»Ich habe... mir ist etwas schlecht! Was meinen Sie mit ein paar mehr Sorgen, Dr. Hoppert?«

»Ich will noch nichts sagen, was nicht bewiesen ist, aber das sieht mir weniger nach einer physischen Störung aus, denn mehr nach einer...«

»Nach einer kognitiven!«, vervollständigt Philipp den Satz des Arztes, der an dieser Stelle eine absichtliche Pause eingebaut hat. »Was ist es, Dr. Hoppert? Demenz? Alzheimer? Irgendetwas anderes?«

»Ich will hier keine Gerüchte in die Welt setzen, aber ich kann Ihnen sagen, dass ich mit Ihnen einige Tests durchführen will, die uns genau diese Frage beantworten sollen! Dafür möchte ich Sie gerne zu einigen Spezialisten schicken, die mit Ihnen die Tests durchführen werden. Wenn Sie dann dort fertig sind, kommen Sie wieder zu mir, und wir sprechen über die Ergebnisse! Einverstanden?«

»Habe ich denn eine Wahl!?«, drückt Philipp auf die Mitleidsdrüse und es scheint ihm zu gelingen, worüber er sich auch gleich freut, denn Dr. Hoppert sagt: »Jetzt machen Sie sich mal keine Sorgen, Herr Schindelmeier. Am Ende ist es vielleicht nur eine kleine neurologische Störung gewesen, die sich in Luft aufgelöst hat. Aber um sicher zu gehen, sollten wir die Tests machen – denn auch negative Tests sind ja durchaus eine Möglichkeit!«

»Wenn du wüsstest, dass es bei dieser Untersuchung absolut keine Negativtests geben wird!«, denkt sich Philipp und ist für den Moment mit sich und dem bisherigen Ergebnis zufrieden. Jetzt wird er sich die nächsten Tage Gedanken machen müssen, wie er die anderen Ärzte davon überzeugt, dass er Alzheimer hat – auch wenn die Testergebnisse vielleicht etwas anderes sagen!

»Dann danke ich Ihnen erst einmal, Herr Doktor!«, sagt Philipp zum Abschied, bekommt zu hören, dass die Überstellungen an die Kollegen von der Eisprinzessin erstellt würden, »und dann sehen wir uns nach den Tests wieder!«, meint Dr. Hoppert und verschwindet so schnell aus dem Raum wie er hineingekommen ist. Sein Erscheinen, Hantieren und Verschwinden hat auf Daciana die Wirkung, als ob ein Expresszug durch eine weite Wüstenlandschaft fährt, in der sich vorher und nachher nicht mal ein laues Lüftchen bewegt.

Daciana wurde beim Verschwinden des Doktors auch nur mit einem flüchtigen Lächeln bedacht, aber ihre Gedanken drehen sich auch viel mehr um die Frage, warum der Doktor die Eisprinzessin seine Fee nennt – kaum ein Wesen scheint ferner von dieser eiskalten Person zu sein als eine Märchenfee.

Als die Eisprinzessin – Daciana bleibt dabei – die Überweisungen an Philipp aushändigt, sprechen sie noch ab, dass sich die Praxis bei Philipp melden würde, wenn die Testergebnisse vorlägen, und kaum, dass Philipp mit Daciana im Fahrstuhl verschwunden ist, atmet sie hörbar auf.

»Geht es Ihnen gut, Dacia?«, fragt Philipp mehr um jetzt nicht ins gegenseitige Schweigen zu verfallen.

»Geht schon. Es ist nur, dass ich Ärzte im Allgemeinen nicht mag! Die meisten schauen mich an und sagen mir, dass es kein Wunder wäre, dass ich Probleme habe, wenn ich so schwer bin!«

Philipp überlegt, ob er sagen soll, dass Daciana nicht zu dick sei, doch als er einen kurzen, verstohlenen Blick zu ihr herüberwirft, stellt er fest, dass die Ärzte sicherlich nicht ganz Unrecht haben. Also schweigt er und hofft darauf, dass Daciana dieses Thema auch für beendet ansieht.

»Wir sollten vielleicht einen Kaffee trinken gehen! Kommen Sie, Dacia, ich lade Sie ein. Immerhin haben Sie genau richtig gehandelt und mich zu meinem Arzt gebracht – und auch tapfer in der Praxis ausgehalten!« Den letzten Satz mit der unterschwelligeren Botschaft konnte er sich nicht verkneifen, auch wenn er hofft, dass sie nicht darauf anspringt.

»Ich weiß nicht recht!«, antwortet sie und schaut auf ihre Uhr am Handgelenk. »Es ist schon spät, und ich muss heute noch auf dem Nachhauseweg ein paar Sachen besorgen, die ich für das Mittagessen benötige!«

»Gut, von mir aus. Dann gehen wir zwei Straßen runter zum Bahnhof! Da stehen immer ein paar Taxis. Davon können wir eins nehmen und nach Hause fahren.«

»Danke!«

»Sollen wir bei Ihnen halten, oder kommen Sie mit zu mir?«

»Ich komme mit Ihnen mit, weil ich noch ein paar Sachen bei Ihnen habe, die ich im Eifer des Gefechts vergessen habe!«

»Gut, dann – wollen wir?«, fragt er und hält ihr gleichzeitig die Eingangstüre nach draußen auf.

Kaum, dass sie auf dem Bürgersteig stehen, hält in zweiter Reihe auf der Straße ein Fahrzeug, das extra so umgebaut ist, damit es Rollstuhlfahrer mitnehmen kann.

»Sicherlich muss der Patient zu Dr. Hoppert!« denkt sich Philipp und ängstigt sich davor, irgendwann auch mal auf diese oder eine ähnliche Art und Weise von einem anderen Menschen abhängig zu sein. »Zum Glück habe ich meinen Alzheimer, und dann auch noch eine Form, die ich zudem noch kontrollieren kann!«, sagt er sich und geht die Straße hinab. Als er merkt, dass Daciana stets einen halben Schritt hinter ihm geht, und er sich daran erinnert, dass dies früher die Angewohnheit von Dienern war, fühlt er sich unwohl, verzögert kurz und zwingt Daciana auf gleiche Höhe zu kommen, die diese dann auch beibehält.

In Wirklichkeit sind es nicht zwei Straßen, sondern vier zum Bahnhof. Die beiden gehen zum ersten, wartenden Taxi, als plötzlich ein Handy klingelt.

»Es ist Ihres, Dacia! Ich habe meins gar nicht dabei!«, meint Philipp und sieht, wie Daciana in ihrer riesigen Handtasche nach dem klingelnden Handy sucht. Als sie es findet, hat es inzwischen fünfmal geklingelt, und Philipp ist nicht wenig erstaunt darüber, dass er selbst das sechste und siebte Klingeln vernimmt – selten hat ein Anrufer eine solche Geduld oder der Anrufbeantworter unterbindet ein längeres Warten.

»Drulakoval«, meldet sich Daciana pflichtbewusst und wird sogleich im gesamten Körper steif, eine Angewohnheit, die Philipp in seinem Leben bei so vielen Menschen beobachtet hat – insbesondere bei den Menschen, die sich in ihrer Umgebung unsicher bewegen und stets mit etwas Unerwartetem rechnen, wenn sie angesprochen werden.

»Ja, Frau Schindelmeier, Ihrem Vater geht es gut!«

»Aha, es muss Evelyn sein!«, sagt sich Philipp und freut sich darüber, dass er gar nicht bis zum Abend warten muss, um seiner Tochter Rückmeldung zu geben. Erst in diesem Moment fällt ihm ein, dass ja an diesem Tag Evelyns kurzer Arbeitstag ist.

»Ja, der steht neben mir. Wir waren gerade beim Arzt und... Aber ich glaube, dass er Ihnen das besser selber erzählt! Ja, genau! Ich gebe Sie mal weiter!«, sagt Daciana, sucht mit ihrem Blick Philipp, fixiert diesen und hält ihm das Handy hin. »Ihre Tochter, Herr Schindelmeier!«

Philipp nimmt das Handy, das viel schwerer in seiner Hand wiegt als sein eigenes, muss sich kurz zurechtfinden, doch da jedes Handy an und für sich ähnlich aufgebaut ist, hält er sich das Telefon ans Ohr und sagt etwas zurückhaltend seinem vollen Namen.

»Warum melde ich mich mit meinem vollen Namen, obwohl es Evelyn ist?«, schießt ihm durch den Kopf. »Sicherlich eine alte Angewohnheit noch vom Amt!«

»Papa!«, tönt es metallisch aus dem Handy, dessen Verbindungsqualität alles andere als gut ist. »Ist alles in Ordnung mit dir? Die Nachricht, die ich auf dem Anrufbeantworter hatte, klang gar nicht gut.«

»Hallo mein Engel!«, beginnt Philipp ruhig. »Ich war gerade bei Dr. Hoppert und der sagte mir, dass es wahrscheinlich eine kognitive Störung sei. Was...«

»Was heißt das?«, unterbricht Evelyn ihren Vater. »So was wie Alzheimer, oder was?«

»Nein, Evelyn. Oder besser: nein, wir wissen es nicht. Man hat nicht von heute auf morgen Alzheimer und der Arzt sagt es dann einem auch noch so. Ich muss jetzt zu einigen Ärzten und dann machen die ein paar Tests mit mir, um herauszufinden, ob es nur eine kurzzeitige Störung war oder vielleicht etwas Schwerwiegenderes ist!«

»Wann hast du die Termine?«, fragt Evelyn, und Philipp hört an ihrer Stimme bereits, dass sie in Gedanken ihre eigenen Termine durchgeht, um ihren Vater zu den Ärzten zu begleiten. Genau das, was Philipp sich erhofft hat.

»Du brauchst nicht für mich deine Termine umzuschmeißen!«, sagt Philipp stattdessen.

»Hör mal zu, Papa! Meine Termine sind meine Sache. Du bist mir viel zu wichtig, als dass ich dich alleine zu irgendwelchen Ärzten schicke, die dir dann irgendetwas sagen, was schlecht für uns alle ist. Nein, ich will dabei sein! Bei den Untersuchungen und auch bei den Gesprächen mit Dr. Hoppert. Wenn ich was wissen muss, damit es dir gut geht, muss ich das von Anfang an wissen.«

»Der Stress in ihrer Stimme steigt!«, denkt sich Philipp und fühlt sich gut dabei, von seiner Tochter diese Rückmeldung zu erhalten.

»Warte, ich muss mal auf die Überweisungen schauen!«, sagt er und kramt sie aus seiner Hosentasche. »Zwei sind Anfang nächster Woche, die anderen drei am Ende!«

»Gut, das sollte ich hinbekommen! Da habe ich noch nicht so viele Termine. Die kann ich zur Not auf anderen Tage verschieben. Morgens?«

»Ja, alle sind morgens. Ich denke, dass wir um zwölf wieder zu Hause sind!«

»Ich nehme mir lieber den ganzen Tag frei. Diese Tests sind bestimmt keine Null-Acht-Fünfzehn-Untersuchungen und werden dementsprechend dauern. Wenn ich dann doch noch ins Büro kann, umso besser. Aber ich will nicht das Risiko eingehen, irgendwelche Termine platzen zu lassen, weil ich falsch geplant habe!«

»Wie du meinst, mein Schatz!«, sagt Philipp mit zuckersüßer Stimme. »Du weißt, dass ich das niemals von dir verlangen würde!«

»Das weiß ich doch, Papa!«, erwidert Evelyn, die bereits dabei ist, in ihrem Kalender Termine umzulegen. »Aber dir geht es wirklich gut?«

»Ich könnte nicht sagen, dass ich mich anders als sonst fühle!«, sagt Philipp und lügt dabei nicht einmal, da ja auch nichts gewesen ist.

»Gut, Papa! Ich muss noch zu einem Termin, etwas auf dem Amt. Ich komme dann heute Nachmittag vorbei, und wir können über das Vorgefallene reden. So gegen drei?«

Auf diesen Vorschlag ist Philipp nicht gefasst gewesen, denn bisher hat er nicht daran gedacht, dass er schon an diesem Tag seiner Tochter etwas vorgaukeln müsse, doch da er sich wahrscheinlich nicht gegen sie wehren kann, sagt er zu.

»Ich bringe den Kuchen mit! Vielleicht kommt auch eines der Kinder mit! Die waren auch lange nicht mehr bei dir!«

»Bitte keine Kondolenzbesuche! So was hasse ich!«, scherzt Philipp, doch seiner Tochter ist anscheinend nicht nach Scherzen zumute.

»Ich hoffe, dass das nichts Schlimmes ist, Papa!«

»Wir werden sehen, Engel!«, meint Philipp und ist froh, dass das Gespräch endlich ein Ende genommen hat.

Erst jetzt merkt er, dass sein Ohr schweißnass ist, und er damit Dacianas Handy genässt hat. Schnell wischt er es an seinem Hemd ab, reibt noch kurz mit dem Unterarm darüber, ehe er es seiner Begleiterin zurückgibt, die das Gespräch die ganze Zeit über mitgehört hat, ohne sich selbst zu regen.

»Wir sollten jetzt nach Hause fahren!«, schlägt er vor, geht zum ersten Taxi in der Schlange, obwohl er weiß, dass er sich trotz dieser allgemeingültigen Regel eigentlich eins aussuchen darf. Beide steigen ein, Philipp nennt das Ziel und indem sie sich zu ihm nach Hause fahren lassen, schmiedet Philipp bereits Pläne, was er wie seiner Tochter wann sagen möchte.

* * *

Um Punkt drei steht Evelyn alleine vor der Haustüre, sucht in ihrer Handtasche nach ihrem Schlüssel, doch Philipp hat sie bereits erwartet und öffnet ihr die Tür. In ihren Händen hält sie ein Kuchengedeck.

»Sie sieht gestresst aus!«, schießt es Philipp als erster Eindruck durch den Kopf.

»Komm doch rein, Engel!«, sagt er mit seiner zuckersüßen Stimme und lässt seine Tochter herein, als käme ihr Besuch ohne sonderlichen Anlass.

»Ich habe ganz vergessen, dass die Kinder heute Nachmittag bereits eine Verabredung haben und dachte mir, dass es einen falschen Eindruck machen würde, wenn ich jetzt darauf bestehe, dass sie mit zu dir kommen!«, sagt sie und stellt den Kuchen auf den Küchentisch. Danach dreht sie sich um und fällt ihrem Vater um den Hals. »Wie es mich freut, dass es dir wieder gut geht!«, haucht sie ihm ins Ohr, und Philipp kann sich kaum mehr daran erinnern, das letzte Mal eine solch innige Umarmung von seiner Tochter erhalten zu haben.

»Leidende Menschen haben es echt besser!«, stellt er für sich fest und drückt noch mal fester, um ihr auch seinen Wunsch nach Zuneigung und Trost klarzumachen.

Vater und Tochter lassen voneinander ab, und indem er ihr und sich einen frisch aufgebrühten Kaffee einschüttet, hat sie zwei Teller und zwei Kuchengabeln zur Hand, deckt damit den Tisch und entfernt das Papier um den Kuchen. Die Kuchenstücke auf die Teller verteilend, setzt sie sich ihrem Vater gegenüber, nimmt die Tasse mit dem schwarzen, heißen Kaffee zum Mund, nippt kurz daran und hält die Tasse weiterhin mit beiden Händen vor ihr Gesicht. Gespannt wartet er darauf, was sie ihm sagen will, doch für einen Moment ist eine merkwürdige Spannung zwischen beiden, sodass Philipp es mit der Angst bekommt, dass Evelyn etwas ahnt, und sich jetzt überlegt, wie sie ihm das Geheimnis entlocken könne.

»Daciana hat mir einen richtigen Schreck eingejagt! Ich dachte schon, du wärst richtig zusammengebrochen, und ich würde dich im Krankenhaus wiederfinden!«

»Ganz so schlimm ist es dann doch nicht!«

»Na Gott sei Dank! Wäre kaum denkbar, wenn dir was passieren würde, nachdem Mama...«

Den Satz nicht vollendend blickt Evelyn weg, und auch Philipp muss für eine kurze Zeit wegblicken.

»Ja, als Luise noch da war, war alles einfacher – und schöner!«, denkt er sich und erinnert sich an die vielen Gelegenheiten, zu denen Evelyn mit Kuchen vorbeigekommen war. »Eine Zeit, die vorbei ist und nie wiederkehren wird!«

»Hast du denn Angst, Papa?«, fragt Evelyn, und obwohl sich Philipp gut auf dieses erste Treffen mit seiner Tochter vorbereitet hat – auf diese Frage ist er keineswegs vorbereitet. Zum Glück lässt ihm die Tragweite der Antwort Zeit, sich ausreichend darüber Gedanken zu machen.

»Ich würde lügen, wenn ich mir keine Sorgen machen würde!«, sagt er nach einem längeren Schweigen und ist froh, dass er eine gut klingende, aber doch sehr schwammige Antwort gegeben hat. »Noch wissen wir ja nichts Genaues, aber die Angst ist sicherlich da, dass es Alzheimer oder etwas in dieser Art ist! Irgendetwas, was nicht weh tut, aber dein Leben von Grund auf verändert!«

»Nicht nur dein Leben!«, gibt Evelyn zurück, und Philipp meint sogar ein wenig stressbedingte Angst in ihrer Stimme vernommen zu haben.

»Das ist wohl richtig. Das Leben mit Alzheimer ist vielleicht gar nicht so schlimm, weil man vieles nicht mehr mitbekommt, aber für die Angehörigen...« Er spricht nicht weiter, um die Wirkung seiner Worte stärker zur Geltung kommen zu lassen. Nach der einen Frage, die ihn kurz in Bedrängnis gebracht hat, fühlt er sich jetzt wieder auf sicherem Gebiet.

»Ich meine, wir sollten nicht vorschnell irgendetwas in die Welt setzen!«, schlägt Evelyn vor, »denn am Ende werden wir es noch früh genug erfahren. Ich meine, dir geht es gut, und wenn ich dich richtig verstanden, glaubst du nicht, dass es bis zur nächsten Untersuchung noch mal so was passiert!«

»Das kann ich als Nichtfachmann natürlich nicht sagen, aber wenn ich das richtig verstanden habe, sind die anfänglichen Pausen bei Alzheimer noch ziemlich groß! Daher glaube ich, dass ich erst mal nicht in Gefahr bin!«

Anstatt zu antworten, beißt sich Evelyn nachdenklich auf die Oberlippe und nickt mit ihrem Kopf leicht dabei.

»Es bringt aber auch nichts, das Ganze von vorneherein abzutun!«, sagt sie schließlich, »wenn man auf Sicherheit hofft, ist der Fall nachher tiefer!«

»Ja, ich denke auch, dass wir das nicht auf die leichte Schulter nehmen sollten, aber erst einmal sollten wir die Testergebnisse abwarten, ehe wir in Panik geraten!«, sagt Philipp mit einem Lächeln, das bei Evelyn ebenfalls ein Lächeln hervorruft.

»Es wäre das Schlimmste, wenn du jetzt auch noch gehen würdest!«, sagt Evelyn in einer solch gedrückten Stimmung, wie sie Philipp seit dem Todestag seiner Frau nicht mehr von seiner Tochter vernommen hat.

»Sie scheint es wirklich ernst zu meinen!«, schließt Philipp aus Evelyns Bekenntnis, und er weiß nun auch, dass er die nächste Hürde, die er zu seiner Alzheimer-Diagnose nehmen musste, geschafft hat. »Nun stehen die ärztlichen Untersuchungen in einigen Tagen an«, sagt er zu sich.

»Das wird mein Mount Everest werden, der Gipfel, den ich bezwingen muss, um als Alzheimer-Kranker durchzugehen!«

* * *

Philipp hat gelesen, dass diese kognitiven Krankheiten entweder massiv nach einem Schlaganfall auftreten – den er aber keinesfalls simulieren konnte –, oder in Etappen, die dann immer kürzer werden.

Daher hält er sich die folgenden drei Tage bedeckt und zeigt keine weitere Schwäche, um seinen nächsten Schub just an dem Tag parat zu haben, an dem die ersten Tests stattfinden.

An diesem besagten dritten Morgen steht Philipp wie gewohnt mit den ersten Strahlen der Morgensonne auf, geht hinunter, macht Kaffee, deckt den Tisch, handelt so, als wäre nie etwas geschehen, setzt sich an den Frühstückstisch, schmiert nicht eins, sondern zwei Brötchen, isst das eine, beißt das zweite an, lässt den Rest aber liegen.

»Evelyn wird sich sicherlich gleich fragen, warum ich das Brötchen nur einmal angebissen habe!«, sagt er sich und bereitet sich auf den Moment vor, in dem er die Geräusche von Evelyns Schlüssel im Türschloss vernimmt.

Es dauert auch nicht lange und Evelyn kommt zur Tür herein, schreit genauso laut wie Daciana nach ihm, doch wie ein paar Tage zuvor reagiert Philipp nicht auf das Rufen, sondern starrt einfach

vor sich hin, auf einen Fleck neben der Kaffeetasse, der ihm tatsächlich erst in diesem Moment auffällt.

»Papa?«, fragt Evelyn erstaunt, als sie einen Blick in die Küche wirft und ihren Vater in dieser seltsam-festen Position sitzen sieht. »Ist alles in Ordnung mit dir? Papa?!«, schreit sie mit einem Mal und stürzt zu ihrem regungslosen Vater, der hart mit sich kämpfen muss, seine Position nicht durch eine Unachtsamkeit aufzugeben.

»Papa!«, schreit Evelyn in Philipps Ohr, dass dieser den starken Wunsch hat, sich die Ohren zu halten zu wollen, doch auch dagegen muss er sich erwehren.

»Es ist immer wieder erstaunlich«, denkt er sich derweil, »dass die Menschen immer zuerst denken, dass man mit Schreien etwas erreicht. Als wäre der Geist auf Urlaub oder abwesend, und man könne ihn herbeirufen! Da, noch ein Schrei. Meine Güte, ich wusste gar nicht, dass meine Tochter so laut sein kann!«

»Papa! Was ist mit dir?«, Evelyn läuft durch die Küche, schiebt mit der Hand ihren Pony aus der Stirn und lässt die Hand dort liegen, es wirkt, als hätte nicht er, sondern sie die kognitive Störung, nämlich den Verstand verloren.

»Was soll ich nur machen? Was hat Daciana gemacht? Den Arzt gerufen! Ach ja, der Arzt! Wir haben sowieso einen Termin! Wie bekomme ich jetzt Papa ins Auto? Was, wenn ich ihn hochhebe und er mir auf den Boden fällt? Bekomme ich ihn zum Auto getragen?«, fragt sich Evelyn in einem durch, und Philipp kann gar nicht anders als diese Diskussion mit sich selbst absurd zu finden. Nur mit den größten Mühen kann er verhindern, dass er lauthals loslacht.

»Seit wann ist meine Tochter eigentlich so hilflos?«, fragt er sich und sucht in seinen Erinnerungen, ob er sie jemals so desorientiert gesehen hat.

»So, Papa!«, sagt sie und scheint endlich zur Tat zu schreiten, stellt sich hinter Philipps Stuhl, packt ihren Vater unter den Achseln und versucht diesen mit voller Kraft in die Höhe zu hieven, doch kaum, dass er sich ein paar Zentimeter von der Sitzfläche erhebt, endet ihre Kraft bereits, und sie muss ihn wohl oder übel ein wenig fallen lassen. Philipp spürt den ungewohnten harten Aufschlag im Gesäß und bewegt sich ein wenig.

»Papa?«, fragt Evelyn umgehend und bekommt einen weiteren Panikschub, als Philipp seinen Blick wieder zum Kaffeeflecken auf dem Tisch richtet.

»Das muss doch jetzt alle letzten Zweifel ausradieren!«, sagt er sich und wartet, dass sich seine Tochter etwas anderes einfallen lässt. »Schauen wir mal, wie kreativ sie wird. Wenn sie mir zu große Schmerzen zufügt, kann ich ja immer noch so tun, als würde ich genau in diesem Moment wieder zur Besinnung kommen!«

Evelyn jagt derweil durch das Haus ihres Vaters und sucht nach einer Möglichkeit, ihn mithilfe irgendeines Gegenstands ins Auto zu transportieren, doch alles, was sie findet, bringt sie nur weiter an den Rand ihres eigenen Wahnsinns.

»Warum muss mir das passieren!«, denkt sie sich während ihrer Suche. »Warum muss mein Vater genau in dieser sonst schon so schweren Zeit Alzheimer oder so was bekommen! Das hat mir gerade noch gefehlt! Ich glaube nicht, dass die Rente und die Ersparnisse ausreichen, um ihn in einem Pflegeheim unterzubringen! Das heißt, dass ich ihn irgendwie versorgen muss. Nur wie? Mit einer Haushaltshilfe wie Daciana ist es da nicht getan! Es muss dann schon eine Vollzeitpflege sein! Was das aber kosten wird! Ich drehe durch! Ich kann jetzt schon nicht mehr, und eigentlich müssen wir nur zum Arzt! Nur zum Arzt!«

Sie merkt, wie ihr ein wenig schummrig wird, und indem sie sich an die Wand des Flurs abstützt, schaut sie von hinten schräg in die Küche, wo ihr Vater weiterhin regungslos sitzt und so wirkt, als wäre alles in bester Ordnung.

»Wie verdammt noch mal bekomme ich den jetzt ins Auto?«, fragt sie sich erneut und muss zugeben, dass sie keine Idee hat. »Daciana! Hat die nicht irgendwas gemacht, damit Papa aufgewacht ist! Vielleicht rufe ich die mal an!«

Evelyn geht mit neuem Mut in die Küche, vorbei an ihrem Vater, der sich überlegt, was sie nun vorhat, während sie in ihre Tasche packt, das Handy herausholt und die Nummer von Daciana wählt.

»Hallo, hier ist Evelyn Schindelmeier! Daciana? Nein, sind Sie nicht? Wer sind Sie dann? Gibt es eine Daciana bei Ihnen?«, hört Philipp seine Tochter fast kreischend ins Telefon rufen, ehe eine kurze Pause eintritt, was er dahingehend interpretiert, dass, wer auch immer abgenommen hat, verstanden hat, dass er oder sie Daciana herbeirufen solle. »Daciana! Gott sei Dank! Wissen Sie – ja, ich weiß, dass Sie heute nicht arbeiten müssen. Ich, ja – entschuldigen Sie die Störung, aber mein Vater... Mein Vater, wissen Sie, Herr Schindelmeier, ja, genau der, der ist wieder so apathisch. Was meinen Sie? Ach so, er bewegt sich nicht und starrt immer auf den Tisch. Dasselbe hat er doch auch bei Ihnen gemacht!«, Philipp erinnert sich an die Aktion mit dem nasskalten Handtuch, von dem er nicht weiß, ob er an diesem Morgen unbeeindruckt von dieser Maßnahme sein kann. »Sie meinen, eiskaltes Wasser auf einen Lappen und dann... Das kann nicht Ihr Ernst sein, oder?« Philipp erinnert sich auch an Dr. Hopperts Meinung zu dieser Vorgehensweise, die wohl eher in Evelyns Richtung tendierte. »Gut, ich versuche es! Danke für Ihre Zeit, Daciana. Ja, ich kann mich später mal bei Ihnen melden!«

»Warum nur will Daciana angerufen werden? Macht sie sich solche Sorgen um mich?«, fragt sich Philipp so intensiv, dass er kaum mitbekommt, wie seine Tochter eiskaltes Wasser über einen Lappen laufen lässt und diesen nach einigem Zögern in den Nacken ihres Vaters klatscht. Philipp

erschreckt sich so sehr, dass er zusammenzuckt und auch erkennt, dass es jetzt wohl keinen Sinn mehr macht, weiter den Verlorenen zu mimen.

»Was?«, fragt er daher ein wenig verwirrt, ohne seine Tochter zu entdecken.

»Papa! Bist du wieder wach? Bist du wieder bei mir?«, schreit sie hysterisch mit riesigen, weit aufgerissenen Augen.

»Ich war nie weg! Oder doch?«

»Ich habe keine Ahnung. Aber es wirkte wie das, was Daciana beschrieben hat, als sie mir erzählte, dass du nur so dagesessen und vor dich hingestarrt hast. Schau dir mal dein Brötchen an. Einmal hast du abgebissen und danach hast du es liegen gelassen. Das ist der eindeutige Beweis, dass du irgendwann mal...«

»Dass ich was?«

»Ich habe doch auch keine Ahnung! Du hast hier gesessen und dich nicht bewegt, sondern unentwegt auf den Tisch gestarrt. Vielleicht auf den Fleck da vorne, aber wer weiß schon.«

»Auf diesen Fleck?«, fragt Philipp ohne weiteren Hintergedanken, doch dann fällt ihm der seltsame Blick seiner Tochter auf, den er aber zu spät versteht, um ihn auszunutzen.

»Komm schon! Wir müssen zum Arzt! Wir haben um zehn einen Termin. Bis wir einen Parkplatz gefunden haben, ist es...«

»Die haben Parkplätze im Hof! Ich war da schon früher mal. Wir brauchen uns also nicht zu beeilen. Außerdem muss ich mich noch fertig machen!«

»Dann beeil' dich bitte, Papa!«

»Wie spät haben wir es denn?«

»Kurz nach Neun!«

»Was, so spät? Wie lange war ich dann mit meinen Gedanken woanders?«

»Ich habe keine Ahnung! Aber es bringt nichts, sich darüber Gedanken zu machen, sondern die Antworten werden wir von den Ärzten erhalten, zu denen wir jetzt fahren! Brauchst du Hilfe?«

»Nein, ich denke, das schaffe ich noch alleine!«, gibt Philipp extra patzig zurück, obwohl er eigentlich froh darüber ist, dass ihn seine Tochter so unterstützt.

Während Philipp sich anzieht und kurz durch das Bad geht, sucht Evelyn alle nötigen Dokumente zusammen.

»Wofür brauchen wir die denn alle?«, fragt er, als er wieder zu ihr zurückkommt.

»Es ist immer besser, wenn wir vorher an alles denken. Wer weiß, was die Ärzte alles wissen wollen. Dann ist es auf jeden Fall besser, einfach irgendein Blatt aus diesem Stapel zu ziehen, als dass wir uns irgendwelche Antworten bei den Haaren herbeiziehen! Oder bist du da anderer Meinung!«

»Nein, natürlich nicht, mein Engel. Gut, dass ich dich dabei habe!«

Nun lächelt Evelyn das erste Mal an diesem Morgen, und indem er sich die Schuhe anzieht, ist sie bei der Haustüre und öffnet sie.

»Hast du alles? Portemonnaie, Versichertenkarte, Überweisung?«

Philipp klopfte seinen Körper demonstrativ an den Stellen ab, wo er seine Sachen in den Taschen hat und nickt.

»Dann wollen wir mal!«, sagt er und geht in seinem gewohnten, für sein Alter sehr dynamischen Schritt an ihr vorbei, tritt hinaus auf die Terrasse und sieht zu, wie seine Tochter die Türe abschließt. Als sie sich zu ihm umdreht, steht er inmitten der Terrasse und scheint zu warten.

»Das Auto ist offen. Kannst dich schon mal reinsetzen!«, sagt sie, und Philipp setzt sich in Bewegung, Evelyn nur wenig dahinter.

Als Philipp die erste der drei kleinen Treppenstufen von der Terrasse zur Einfahrt hinunternehmen will, passiert es dann – sein Bein, mit dem er auf die Stufe auftritt, kann das Gewicht seines Körpers nicht mehr tragen und knickt zur Seite weg. Schnell springt ihm Evelyn zur Seite und indem er sich am Geländer mit den Armen festhält, können sie gemeinsam verhindern, dass Philipp auf den Boden fällt.

»Das war knapp!«, sagt Evelyn, als Philipp wieder auf seinen eigenen Beinen steht. »Geht es, Papa, oder soll ich dich stützen?«

»Geht schon! Es war kurz, als ob die Kraft einfach aus dem Bein verschwunden wäre!«, keucht er über seine Schulter.

»Warte, ich mache dir die Türe auf!«, sagt sie, geht an ihm vorbei und als er sich hineinsetzen will, wartet sie, bis ihr Vater gut und sicher im Wagen verstaut ist.

»Das war aber nicht geplant!«, denkt sich Philipp, plötzlich nervös, während er im Spiegel sieht, wie Evelyn ums Auto zur Fahrertür geht. »Das war eindeutig nicht gewollt! Ob ich vielleicht am Ende doch so eine Störung habe?! Dass ich sie mir gar nicht einrede, sondern dass ich sie wirklich habe?«

Mit einem Mal überkommt Philipp eine solche Angst, dass er sich nicht dagegen wehren kann, dass sein ganzer Körper bebzt. Als Evelyn einsteigt und mit ansieht, wie ihr Vater am ganzen Körper zittert, bekommt auch sie es mit der Panik zu tun, doch da sie nicht weiß, was sie machen soll, bleibt sie solange gehemmt, bis ihr Vater von alleine zu zittern aufhört.

»Ich werde professionelle Hilfe brauchen, falls das schlimmer wird!«, denkt sie sich, schaut auf die Uhr und befindet, dass sie bereits gute zehn Minuten hinter ihrem Zeitplan her sind. »Aber wenn da Parkplätze direkt im Hof sind, wird alles gut werden! Hoffentlich sind Halluzinationen und falsche Erinnerungen kein Bestandteil des Krankheitsbildes!«

Inzwischen hat sich Philipp wieder beruhigt, obwohl ihn die Frage, woher diese kurzfristige Kraftlosigkeit in seinen Beinen kam, nicht mehr loslässt.

»Was mache ich, wenn die wirklich was finden? Vielleicht irgend so eine neuronale Störung? Wenn die rausfinden, dass es bald zu Ende mit mir geht?«, fragt er sich, doch dann kommt ihm in den Sinn, dass sie vielleicht etwas finden, er aber nicht wissen kann, ob es wirklich etwas ist, weil er das Etwas ja simulieren wird. »Was für eine Zwickmühle! Eigentlich will ich wissen, ob ich gesund bin, ohne dass die Ärzte mir genau das bestätigen. Die sollen sagen, dass ich Alzheimer habe! Aber wenn ich es habe, wie kann ich mir dann sicher sein, dass ich es deswegen vielleicht nur habe, weil ich bei den Tests geschummelt habe?! Soll ich dann doch besser nicht schummeln? Aber was wird kommen, wenn die Tests alle negativ sind? Werde ich mich dann noch weiter trauen, dieses Spiel zu spielen? Und was droht dann? Wieder die Einsamkeit? Die mich langsam sterben lässt, mich austrocknet, wie ein Kaktus, der trotz seiner Widerstandsfähigkeit eingeht, weil ihn dann doch niemand gießt?«

Als Evelyn den Wagen auf den tatsächlich vorhandenen Parkplatz im Hof hinter dem Gebäude lenkt, hat Philipp noch keine Entscheidung treffen können.

»Am Ende wird es sowieso eine falsche sein!«, sagt er sich und weiß damit auch nicht mehr als zuvor.

Den Wagen abstellend hofft Evelyn, dass wenigstens die Untersuchungen glatt über die Bühne gehen, sodass sie am Ende ein verwertbares Ergebnis liefern, und als sie beide aufsteigen und ihr Vater zielstrebig zum Eingang geht, lächelt sie ihm kurz in Erinnerungen an frühere, agilere Zeiten hinterher, ehe sie ihre Tasche aus dem Auto nimmt, die Türe zuschlägt, den Wagen abschließt und ihrem Vater hinterherläuft.

Beide erreichen fast gleichzeitig den Eingang, neben dem einige Klingeln aufgereiht sind. Philipp nutzt die Gelegenheit, eine kurze Leseschwäche einzubauen und sucht endlos lange auf den zwölf Klingeln, ehe Evelyn die Stirn in Sorgenfalten legt und die richtige drückt.

»Ach, die ist es! Stimmt! Die habe ich auch gerade gefunden!«, sagt Philipp und ist glücklich über seine Widersprüchlichkeit, die ungeübt, aber dennoch präzise zum richtigen Zeitpunkt gekommen war.

Als Evelyn den Summer hört, drückt sie die Türe auf, schweigt zu dem Vorfall von eben, geht direkt auf die Fahrstühle zu, ruft ihn herbei, und indem sie in die dritte Etage fahren, ist es Evelyn, als würde sich ihr Leben mit dieser Fahrt von Grund auf ändern.

Gemeinsam treten sie aus dem Fahrstuhl in einen langen Flur, von dem drei große Türen abgehen; die linke führt in eine Gemeinschaftspraxis, in der sie einen Termin haben. Auch hier gibt es wieder eine Klingel – aber dieses Mal nur eine –, sodass Philipp keine Wahl hat und sie einfach drückt. Sogleich summt die Türe, und er geht hinein und steht direkt vor dem Empfangstresen.

»Ja, bitte?«, fragt die Arzthelferin hinter dem Tresen.

»Ich habe einen Termin bei Frau Dr. ...?«, sagt er und bricht beabsichtigt ab, um auf seiner Überweisung nachzuschauen.

»Frau Dr. Radin!«, vervollständigt Evelyn für ihn den Satz.

»Richtig, Frau Radin!«, sagt er noch mal.

»Und Sie sind Herr Schindelmeier, richtig?«

»Richtig. Und das ist meine Tochter, Evelyn!«, sagt Philipp und weist auf seine Tochter, die sich in diesem Moment die Frage stellt, ob sie ihren Vater jemals so merkwürdig empfand wie an diesem Morgen.

»Gut! Dann brauche ich noch Ihre Versichertenkarte. Und Sie können sich schon mal in Zimmer Drei setzen. Warten Sie, ich bringe Sie hin. Ihre Versichertenkarte bekommen Sie am Ende wieder!« Von der Arzthelferin werden Philipp und Evelyn in den Besprechungsraum Drei geführt, wo Dr. Radin noch nicht zu sehen ist. Während sich Evelyn auf einen Stuhl setzt, läuft Philipp durch den Raum und schaut sich die verschiedenen Poster an, die es in jeder Arztpraxis gibt, und auf denen zum Teil ernsthafte bis grotesk-eklige Aufnahmen von schweren Krankheitsbildern zu sehen sind. Als Dr. Radin, eine junge Ärztin Anfang dreißig, fast in den Raum gestürmt kommt, springt Evelyn sogleich auf, ergreift die ihr entgegengestreckte Hand, ehe auch Philipp seine neue Ärztin begrüßt. »Herr Schindelmeier!«, sagt Dr. Radin, als sie die Akte auf ihrem Computer öffnet. »Ich sehe, dass Dr. Hoppert Sie zu uns überstellt hat.«

»Das ist richtig!«, sagt Philipp, weil er das Gefühl hat, eine solche Frage beantworten zu müssen. Außerdem erhofft er sich weitere Zeit, denn noch immer hat er sich nicht entschieden, ob er auch in diesem Besprechungszimmer einen Anfall simulieren möchte oder darauf verzichtet, um herauszufinden, ob er nicht am Ende doch krank ist – und es vielleicht geahnt hat. »Und wenn ich es machen will, was soll ich machen? Mich apathisch stellen? Fragen gegenfragen? Irgendetwas Zusammenhangloses erzählen?«, fragt er sich.

»Dann erzählen Sie mal, was in der letzten Zeit passiert ist!«, fordert Dr. Radin einen der beiden zum Erzählen auf, ohne dass sie sich auf Philipp festgelegt hätte. Da dieser zögert, übernimmt Evelyn die Nacherzählung der Geschehnisse, deren Eckpunkte von Dr. Radin in die elektronische Krankenakte aufgenommen werden.

»Das ist mehr als ungewöhnlich!«, sagt Dr. Radin, nachdem Evelyn ihren Bericht zu Ende erzählt hat.

»Was ist ungewöhnlich?« will nun Philipp wissen, und ein weiteres Mal in seinem Leben merkt er, dass er es auf den Tod nicht ausstehen kann, wenn er nicht das Wissen besitzt, mit dem ein anderer soeben argumentiert.

»Sehen Sie, Herr Schindelmeier, wenn es Alzheimer oder eine andere degenerative Krankheit wäre, die irgendwo unter dem Oberwort Demenz in der Gesellschaft herumgeistert, dann ist die

geschilderte Entwicklung ungewöhnlich. Daher kann ich im ersten Moment nicht sagen, dass ich eine Vermutung hätte.«

»Was... Ich meine, wie...!«, versucht Evelyn nun einen Fuß auf den Boden zu bekommen, der ihr soeben weggezogen worden war.

»Mein Argument ist, dass mir kein Fall bekannt ist, bei dem so viele verschiedene Symptome in so kurzer Zeit auftreten, ohne dass sie vorher in seltenerer oder abgeschwächter Form aufgetreten sind. Wenn Sie mir erzählen, dass er heute Morgen eine Instabilität in seinem Bewegungsapparat hatte, und ich das Starren hinzunehme, das nur durch einen Schockmoment durchbrochen werden konnte – was eher ein Merkmal anderer Krankheiten ist, dann frage ich mich ernsthaft, ob das eine kognitive Störung ist, oder vielmehr eine körperliche.«

»Was kann denn diese körperliche Störung hervorrufen?«, fragt Evelyn die Ärztin.

In der Zwischenzeit ärgert sich Philipp sehr über sich selbst, dass er so viele verschiedene Symptome gespielt hat, die alle für sich gut waren, aber in Summe scheinbar ein falsches Bild lieferten. Und dieser ungeplante Zusammenbruch war kein bisschen dienlich, ganz in Gegenteil.

»Das kann ich nicht so genau sagen!«, antwortet die Ärztin, »aber dafür sind wir ja hier! Wir werden jetzt erst einmal ein paar Tests machen – darunter Tests, die die Grundformen der Epilepsie und anderer Nervenleiden untersucht, während andere wieder eher auf die körperliche Konstitution abzielen. Nichts Wildes, ein bisschen Blutabnahme, ein kurzes Leistungs-EKG, ein Sehtest, Wiegen und so was. Das dauert zwar etwas, aber ich kann Ihnen aus Erfahrung sagen, dass solche komplexen Krankheitsbilder immer einem roten Faden folgen – und den gilt es aufzuspüren!«

Das ist genau die Antwort, die sich Philipp nicht erhofft hat; in diesem Augenblick ärgert er sich über die vertane Gelegenheit, direkt vor der Ärztin einen Anfall zu haben, doch das will er jetzt nicht riskieren und muss erst einmal schauen, wie es mit den Untersuchungen weitergeht.

Die Untersuchungen ziehen sich eine geraume Zeit hin; währenddessen beschäftigt sich Evelyn mit dem Lesen von Zeitungen. Philipp hingegen überlegt sich bei jeder Übung, und zum Teil mehrfach, was er sich einfallen lassen könne, um überzeugend etwas in die ausgedachte Richtung zu unternehmen. Doch alles, was ihm einfällt, ist weit von dem entfernt, was er sich vorgenommen hat, und daher durchfährt ihm bei jeder Idee auch ein großer Zweifel. Am Ende der Untersuchungen muss er sich selbst gestehen, dass er keine einzige Aktion durchgezogen hat, selbst die ein, zwei Momente, in denen er leichte Luftnotstände beim Leistungs-EKG fingiert hatte, sind nur mit einem müden Lächeln seitens der Arzthelferin quittiert worden.

Müde und enttäuscht über den Verlauf dieses Arztbesuchs sitzt Philipp neben seiner Tochter und lässt sich nach Hause fahren.

»War es das schon?«, fragt er sich immer wieder, denn er glaubt nicht, dass er einen kranken Eindruck auf die Ärztin gemacht hat.

»Es ist schon irgendwie seltsam!«, denkt er sich weiter, »da wollte ich heute meinen akut fortgeschrittenen Alzheimer vortäuschen und das einzige, das ich greifbar habe, ist die Schwäche von heute Morgen auf der Terrasse! Was auch immer das war, am Ende kommt wahrscheinlich raus, dass ich mehr Karotten oder Äpfel essen muss, um irgendwas in meinem Körper wieder fit zu machen. Ich könnte schreien! Die Fenster runter und die Welt anschreien! Ich bin so sauer auf mich und diese Ärztin, die mir den Wind schon aus den Segeln genommen hat, als ich noch gar keinen Sturm gesät hatte!«

Die Strecke bis zu Philipps Haus sitzen die beiden schweigend nebeneinander. Erst als sie wieder in Sichtweite seines Hauses sind, bricht Evelyn das Schweigen.

»Bis auf heute Morgen sah das doch ganz gut aus. Die Arzthelferin sagte mir, dass du dich für dein Alter sehr gut geschlagen hast. Zudem sagte sie mir, dass sie noch kaum jemanden über siebzig gesehen hat, der mit einer solchen Vitalfunktion das Leistungs-EKG übersteht. Am Schluss sagte sie, dass sie dich durchaus auch für Anfang sechzig halten würde. Wenn jetzt noch deine seltsamen apathischen Anfälle und dein Gedächtnisverlust erklärt werden kann, ist doch wieder alles in bester Ordnung!«

Noch so ein Niederschlag für Philipp.

»Zuerst habe ich gar nicht die Möglichkeit, etwas für meinen Alzheimer zu machen, und dann steckt man meiner Tochter noch, dass ich einen Körper von einem jungen Hüpfen habe. Wenn jetzt nicht alle Felle weggeschwommen sind, dann weiß ich es nicht!«, sagt er sich und kann nur schweigen.

Zuhause setzt Evelyn ihren Vater ab, der sich, nachdem ihn seine Tochter verlassen hat, den ganzen Tag schmollend auf die Couch zurückzieht und irgendwelche belanglose Fernsehsendungen schaut, die jedoch kaum zu einer Stimmungsverbesserung führen. Am Ende des Tages macht Philipp den Fernseher aus, ignoriert, dass er den ganzen Tag seit seiner Rückkehr nichts, aber auch rein gar nichts anderes als ferngesehen hat und geht ins Bett, ohne sich die Zähne zu putzen.

»Sollen sie doch ausfallen! Wenn die so gesund sind wie der Rest meines Körpers, dann macht denen das einmal Schludern nichts!«

Wütend über sich, aber auch über die unklare Gesamtsituation, fällt er in einen traumlosen Schlaf.

* * *

Am nächsten Morgen hat Philipp bereits seine normale Prozedur abgespült, als Daciana in das Haus eintritt. Entgegen ihrer normalen Vorgehensweise schaut sie vor dem Ausziehen der Schuhe in der Küche nach, ob der Hausherr anwesend und vor allem ansprechbar ist.

»Guten Morgen, Herr Schindelmeier!«

»Ach, guten Morgen, Daciana! Ich wollte mich nochmal für Ihre tolle Reaktion letztens bedanken. Wären Sie nicht so gedankenschnell gewesen, dann...«

»Hören Sie bitte auf, Herr Schindelmeier. Das ist jetzt das vierte Mal, dass Sie sich dafür bedanken. Ich glaube langsam, dass es gut sein sollte. Ich habe es gerne getan und würde nun gerne meine Arbeit machen. Kommen Sie alleine zurecht, Herr Schindelmeier?«

»Natürlich, Daciana!«, sagt Philipp mit einem Lächeln, das er sich abringen muss, da er die Gedanken daran, wie gut sein Plan begonnen hat, nicht vergessen kann.

»Vielleicht war mein erster Versuch einfach nicht stark genug! Ich meine, was ist, wenn ich Evelyn und vielleicht auch Daciana mal so richtig schocke! Zusammenbreche oder so! Aber hat ein körperlicher Zusammenbruch was mit Alzheimer zu tun, oder würden die Ärzte nach was anderem suchen? Wohl eher. Nein, ich muss die Ärzte dazu bekommen, dass sie direkt an Alzheimer glauben. Unter dem Motto: Klar, die Symptome und dazu der körperliche Zustand – muss Alzheimer sein. Ohne lange Tests, Diagnose und danke fürs Gespräch! Das muss ich hinbekommen! Aber wie?«

Darüber denkt Philipp noch eine Zeit lang nach; in der Zwischenzeit hat Daciana begonnen, das Haus in ihrer gewohnten Art sauber zu machen, als für beide völlig überraschend Philipps Tochter in der Tür steht und nach ihrem Vater schaut.

»Geht es dir gut, Papa?«

»Warum denn nicht, Engel? Mir ging es auch die letzten Tage nicht schlecht! Ich meine, wenn ich wirklich weggetreten war, dann...«

»Du warst weggetreten, Papa! Das habe ich mit eigenen Augen gesehen!«

»Aber mir ging es nicht schlecht dabei! Das will ich damit sagen! Ich bin ja nicht zusammengebrochen, oder so!«

»Na Gott sei Dank! Ich stelle mir gerade vor, was ich dann wohl gemacht hätte. Da bleibt doch nur der Krankenwagen! Alleine bekomme ich dich doch gar nicht in mein Auto!«

»In solchen Fällen soll man das ja auch gar nicht selbst machen, sondern tatsächlich einen Krankenwagen holen. Wer weiß, ob der Zusammengebrochene überhaupt transportiert werden kann. Mitunter macht man es damit nur noch schlimmer!«

»Wahrscheinlich hast du Recht, Papa! Aber du kannst dir sicherlich vorstellen, wie es ist, wenn du einen anderen Menschen zusammengebrochen auf dem Boden findest. Was würdest du wohl als erstes versuchen?«

»Ich würde nachschauen, ob derjenige bei Bewusstsein ist und dann den Krankenwagen rufen!«

»Du würdest ihn nicht versuchen aufzuwecken, oder so?«

»Warum sollte ich? Dabei kann doch so viel schiefgehen. Wenn einer Schmerzen hat, dann soll er doch besser weggetreten sein – ist doch besser für ihn!«

»Das leuchtet mir ein!«, schließt Evelyn dieses Thema, ehe eine kurze Stille eintritt. »Ich bin eigentlich wegen einer anderen Sache gekommen!«

»Und welcher?«, will Philipp wissen und spürt, dass er bei dem, was seine Tochter will, auf der Hut sein muss.

»Wir müssen das genau beobachten, was dir jetzt zweimal passiert ist. Ich meine nicht, dass wir abwarten und mal schauen, sondern dass wir aktiv werden. Lieber etwas zu früh erkannt als zu spät gehandelt!«

»Da bin ich deiner Meinung, Engel, aber...«

»Nichts aber!«, sagt Evelyn so entschieden, dass Philipp sogleich den Mund hält. »Wir sollten uns darüber Gedanken machen, ob wir nicht an deiner Lebenssituation was ändern!«

»Du meinst, dass ich hier alleine wohne, nicht wahr?«

»Ja, Papa! Ich weiß, dass dieses Thema schwierig ist, und ich will auch heute keine Entscheidung haben. Aber du wirst nun mal nicht jünger, und langsam müssen wir uns damit abfinden, dass es damit auch nicht einfacher wird. Noch scheinst du körperlich in guter Verfassung zu sein, doch der Wackler gestern Morgen und deine Apathien sind Warnung genug für mich, dich zu bitten, über diesen Punkt genau nachzudenken. Wir müssen den jetzt angehen, weil wenn dir wirklich mal was passiert und niemand ist hier, der das mitbekommt, dann... Daran will ich eigentlich nicht denken!«

»Ich verstehe dich, Engell«, sagt Philipp, doch obwohl er sich die gleiche Frage seit zwei Jahren stellt, weiß er nur eine vernünftige Antwort auf die Frage zu geben. »Was hältst du denn davon, wenn du bei mir einziehst? Mit den Kindern! Das Haus ist groß genug und...«

»Nein!«, kommt es so entschieden aus Evelyns Mund, dass es Philipp regelrecht schockt, und er spürt, wie sich das Blut in seinen Adern anfühlt, als wären kleine Eisnadeln darin. Damit hat er nicht gerechnet – auf Gegenwehr war er vorbereitet gewesen, aber nicht auf eine solch entschieden vorgebrachte und harsch daherkommende Ablehnung!

»Warum nicht? Wenn ich fragen darf!«

»Versteh mich bitte nicht falsch, Papa! Aber das ist keine einfache Sache! Und ich habe mir natürlich auch darüber viele Gedanken gemacht. Hast du eigentlich eine Ahnung, was das alles mit sich bringen würde?«

»Wenn ihr bei mir einzieht? Der Platz ist doch ausreichend und...«

»Es geht doch nicht um Platz! Wir leben aktuell in einer Wohnung, in der ich kein Schlafzimmer habe, weil ich den Kindern je ein eigenes Kinderzimmer gönnen möchte. Das macht mir nichts aus, wenn wenig Platz da ist. Und ich weiß auch, dass in diesem Haus für uns alle vier genügend Platz wäre!«

»Was also dann?«, fragt Philipp völlig ohne eine Idee, was darüber hinaus die Gründe für Evelyn sein könnten.

»Fangen wir bei den Kindern an! Die beiden stecken mitten im Abitur! Willst du wirklich, dass sie noch mal kurz vor dem Abschluss die Schule wechseln müssen? Oder willst du ihnen zumuten, jeden Tag quer durch die Stadt zu fahren, um zur Schule zu gehen? Und ich?! Ich meine, ich brauche bis zu dir eine knappe halbe Stunde mit dem Auto. Zur Arbeit brauche ich aktuell zwanzig Minuten, was jeden Tag zweimal fünfzig Minuten bedeuten würde. Fast zwei Stunden Autofahrt durch die Innenstadt, nur weil ich zu dir ziehen würde!«

»Nur weil du zu mir ziehen würdest?«, wiederholt Philipp bissig und spürt seine Wut gegenüber dieser Missachtung wachsen.

»Ich will mich mit dir nicht streiten, Papa!«

»Aber zu mir ziehen auch nicht, oder was?!« Jetzt ist er wirklich zornig.

»Papa, versteh mich doch. Allein die Kinder! Überleg dir doch mal, wie sauer sie auf dich wären, wenn sie hierherziehen müssen!«

»Glaubst du das wirklich?« Seine Augen sind inzwischen Schlitze, aus denen er Blitze schießt.

»Gut! Ich werde sie fragen, wenn es dir so viel bedeutet! Ich frage die Kinder, ob sie bereit wären, zu dir zu ziehen, betone aber, dass niemand auf sie sauer ist, wenn sie nein sagen!«

»Wer weiß, ob ich nicht doch sauer wäre!«, meint Philipp und geht aus der Küche, in der er seine Tochter alleine zurücklässt.

»Das kann doch nicht dein Ernst sein! Papa?! Ist es denn zu glauben?!«, hört er sie noch hinter sich herrufen, ehe Evelyn ihre Handtasche vom Küchentisch nimmt und aus dem Haus verschwindet. Die Tür fällt knallend ins Schloss; Philipp sitzt derweil auf der Wohnzimmercouch und hat den Fernseher angeschaltet. Wie oft in der letzten Zeit erfüllt dieser Apparat die Aufgabe seiner Verdrängung der düsteren Erinnerungen.

Daciana hat während des Streites zwischen Vater und Tochter mit dem Staubwischen eingehalten und sich jedes Wort genau angehört. Dass Evelyn so fuchsteufelswild werden kann, hatte sie früher schon häufiger erlebt, doch dass der sonst so liebe Herr Schindelmeier jemals so aus der Haut fährt – das ist völlig neu für sie. Sie fragt sich daher auch, ob sie ihn an diesem Tag besser meiden sollte, insbesondere da sie der Meinung ist, dass seine Tochter durchaus schwerwiegende Einwände gegen einen Einzug vorgebracht hat.

Philipps Zorn weicht derweil einem tauben Gefühl unfassbarer Leere, die er an diesem Morgen jedoch als angenehm empfindet.

»Wer hätte denn gedacht, dass Evelyn jemals so abweisend sein kann! Und ich dachte, dass sie Luise und mich immer so sehr geliebt hat, dass sie alles für uns gemacht hätte – wie wir immer für sie alles gemacht haben! Was ist nur in sie gefahren, mich und meinen Vorschlag so schnell

abzuspeisen! Und dann so feige zu sein, die Kinder vorzuschieben! Die sind doch nur noch eine kurze Zeit im Haus, dann gehen sie ins Studium. Ach ja, Toby und Marie! Die werden sich sicherlich für einen Einzug ins Haus entscheiden! Immerhin regen die sich doch beinahe jedes Mal darüber auf, dass ihre Wohnung nicht das ist, was ihnen so vorschwebt. Das merke ich doch, wenn sie hier sind! Ein Haus mit Garten, wo man seine Freunde zu einer Grillparty einladen kann, oder dass man mal kurz rausfahren kann, wenn man in die Natur will. Toby ist doch so ein Naturbursche. Aber wenn der mal raus will, muss er gleich einen ganzen Tagesausflug machen. Hier ist direkt der Wald vor der Tür, ein paar Baggerseen, schöne Wiesen – alles, was er so braucht! Richtig, die Enkel! Die werden ihren Opa nicht im Stich lassen!«

Die Gedanken an seine Enkel und seine Sicherheit in ihre Entscheidung bringt die Zuversicht in Philipp zurück. Mit neuem Schwung steht er von der Couch auf, macht den Fernseher aus und geht zurück in die Küche, um sich einen Kaffee aus der Kaffeemaschine zu holen. Dabei hat er Glück, denn Daciana will diesen gerade ins Becken ausschütten.

»Wieso trinken Sie eigentlich keinen Kaffee, Daciana?«, fragt Philipp, weil ihm nichts anderes einfällt.

»Ich trinke keinen Kaffee, Herr Schindelmeier. Das ist richtig. Ich trinke nur Tee. Und Wein. Und Wasser. Natürlich! Aber kein Kaffee. Ist mir zu bitter. Habe ich Ihnen aber auch vor zwei Wochen schon gesagt, Herr Schindelmeier!«, sagt sie und schüttet den Rest der schwarzen Brühe in den Ausguss.

Mit einem Mal kommt Philipp eine Idee, die er sich jedoch in einer ruhigen Minute genauer überlegen muss.

»Seien Sie bedankt, dass Sie so gedankenschnell reagiert haben, Daciana! Ohne Sie hätte ich...«

»Herr Schindelmeier!«, sagt Daciana in einem gereizten Tonfall, den er nur sehr selten von ihr hört.

»Ich glaube, es reicht mit den Dankungen! Wenn Sie nicht aufhören, gehe ich nach Hause! Dann ist es mir lieber, dass sie auf mich sauer sind, als wenn Sie sich pausenlos bedanken, Herr Schindelmeier!«

»Wann war ich denn jemals sauer auf Sie, Daciana?«

»Wissen Sie nicht mehr? Als ich Ihnen vor ein paar Tagen gesagt habe, dass ich nicht für Sie kochen kann. Da waren Sie sauer!«

»War ich nicht!«, behauptet Philipp ohne zu zögern, doch wenn er ehrlich zu sich selbst ist, hat er sich schon ein wenig über ihre klare Absage geärgert. Sicherlich nicht so stark wie bei der Absage seiner Tochter, doch auch dieses Thema ist nicht nach seinem Willen abgelaufen.

»Im Grunde habe ich in den letzten Tagen ziemlich viele Nieten gezogen!«, stellt er für sich fest und ahnt mit einem Mal, warum er eine so schlechte Laune besitzt. Über diese Gedanken verpasst er, was Daciana ihm geantwortet hat.

»Was sagten Sie, Daciana?«, bleibt ihm nur zu sagen, da Daciana scheinbar auf eine Antwort wartet.

»Sie hören mir ja gar nicht zu, Herr Schindelmeier!«

»Doch, ich höre Ihnen zu, Daciana! Aber ich war gerade mit meinen Gedanken woanders, und...«

»Sehen Sie, Herr Schindelmeier!«, unterbricht ihn Daciana so bestimmt, dass er sogleich still ist und dieses Mal zuhört, »wenn Sie mit Ihren Gedanken beschäftigt waren, dann bin ich mir sicher, dass Sie nicht zugehört haben!«

»Ich sagte doch, dass ich Ihnen zugehört habe!«, sagt er mit einem schnell wachsenden Zorn in seiner Stimme. »Also...«

»Herr Schindelmeier! Ich will Ihnen nur damit sagen, dass Sie sich vielleicht ausruhen sollten. Nach dem Gespräch vorhin und diesem hier ist Ihnen sicherlich...«

»Das Gespräch von vorhin?«, fragt Philipp mit Nachdruck nach und sieht, wie Daciana von dem einen auf den anderen Moment unsicher wird.

»Mit Ihrer Tochter, Herr Schindelmeier! Sie haben sich so laut gestritten, dass ich nicht anders konnte als mitzuhören!«

»Sie haben uns belauscht, Daciana?«, fragt Philipp und merkt, wie seine Selbstsicherheit zurückkehrt, die er seit dem Besuch seiner Tochter verloren geglaubt hat.

»Nein, Herr Schindelmeier!«, windet sich Daciana merklich, »Sie beide waren so laut, dass ich alles mitbekommen habe! Ich konnte gar nicht anders!«

»Sie hätten sich die Ohren zuhalten können. Zum Beispiel!«

»Aber, Herr Schindelmeier! Sie wissen doch selbst, dass Sie das nicht ernst meinen können! Wer hält sich denn schon die Hände auf die Ohren?!«

»Ich weiß nicht, ob ich das gut finden kann!«, sagt Philipp und will eigentlich nicht weiter über dieses Thema streiten, sondern einfach nur seine Ruhe. Er greift nach seiner Kaffeetasse, die auf der Küchenanrichte steht, doch noch bevor er sie in der Hand hält, kontert Daciana in einem Tonfall, den nur Menschen beherrschen, die von der einen auf die andere Sekunde wortwörtlich durch die Decke gehen können.

»Es reicht, Herr Schindelmeier! Ich lasse mich nicht dafür verantwortlich machen, dass Sie sich mit Ihrer Tochter streiten, und ich das mitbekomme! Außerdem sage ich Ihnen, dass Sie auch in diesem Fall mit Ihrer Tochter absolut Unrecht haben und einfach ein alter, sturer Mann sind, der irgendetwas will, und wenn er es nicht bekommt, dann sind Sie halt sauer! Wissen Sie was?! Wenn Sie so mit den Menschen umgehen wollen, die um Sie herum sind, dann machen Sie das! Ich will das jedenfalls nicht! Schönen Tag noch!«

Keine zehn Sekunden später ist Daciana aus dem Haus verschwunden, und Philipp steht mit seiner Kaffeetasse wie versteinert in seiner Küche.

»Was ist denn hier gerade passiert?«, fragt er sich und muss sich setzen. »Was ist denn bloß in Daciana gefahren? Nur weil ich Sie kurz mal zurechtgewiesen habe! Sie hat ja auch nicht alles mitzuhören, und wenn Sie es schon tut, dann soll sie es mir erst gar nicht sagen! Und dass meine Tochter Recht haben soll! Ha! Wäre ja noch schöner, wenn ich mir von einer Putzfrau sagen lasse, was richtig und was falsch ist! So habe ich nicht jahrelang das Amt geführt! So nicht!«

Philipp spürt, dass sein Puls stark in die Höhe geschossen ist, sodass er von einer weiteren Tasse Kaffee absieht und den Inhalt ebenfalls in den Ausguss gießt. Da er nichts Besseres mit sich anzufangen weiß, geht er langsam zurück zur Couch und macht den Fernseher wieder an, der ihn für die nächste Zeit die Probleme um ihn herum vergessen lässt.

* * *

»Wer ist da?«, fragt Philipp an der Haustüre, nachdem es geklingelt hat.

»Der Postmann! Ein Einschreiben für Sie, Herr Schindelmeier!

Da Philipp den Postmann seit langem kennt und ihn auch an seiner Stimme erkannt hätte, öffnet er ihm die Türe, sieht, dass er wirklich ein Einschreiben empfängt, quittiert die Entgegennahme mit seiner Unterschrift und schließt die Türe, als er den Brief in seinen Händen hält.

»Wer schickt mir denn schon ein Einschreiben?«, fragt er sich und dreht den Brief in seinen Händen. »Die Staatsanwaltschaft der Stadt?«, liest er und wird, ohne den Sachgrund zu kennen, mit einem Mal nervös.

Schnell reißt er den Brief auf, entnimmt die mehrfachen Blätter, entfaltet diese und setzt sich lieber, um sicherzugehen, dass er keinen Schwächeanfall bekommt.

Dann aber erkennt er, dass es sich um keine Anklage handelt, sondern lediglich um die Benachrichtigung, dass er als Zeuge vor einem Gericht erscheinen soll. Für den Moment ist er beruhigt, doch dann fragt er sich, zu welchem Straffall er Zeuge sein könne. Er liest den Text und findet eine Antwort, die ihn stocken lässt.

»Dieser Fall... Dieser Auftrag... Seltsam. Der war doch vor fast zehn Jahren! Da war ich doch noch Amtsleiter. Ja, ich erinnere mich! Da ging es um die Restauration einer Kapelle, die durch einen Wasserschaden erheblich gelitten hatte. Und jetzt, nach all den Jahren... Ist das nicht schon längst verjährt? Vielleicht gibt es Mängel? Oder sie haben irgendetwas anderes entdeckt! Wer war noch gleich der Bauleiter? Meine Güte, dein Gedächtnis, Philipp!« Doch im gleichen Augenblick, als er auf den Namen des Bauleiters kommt, trifft ihn der Schlag. »Wenn es der Auftrag ist, dann...«

Den Brief auf den Küchentisch ablegend, geht er in sein Arbeitszimmer und sucht in seinen privaten Akten nach einigen Mitschriften, die er sich als Kopie immer in sein Privatarchiv gelegt hat – um gegen spätere Ansprüche gewappnet zu sein. Aber auch diejenigen Dinge, die seine sonst

blütenweiße Weste beschmutzen würden, befinden sich unter diesen Papieren – und dieser Auftrag war so einer.

»Stimmt! Da war was! Der Auftrag selber war ohne große Probleme vergeben worden, doch der andere! Wie wir die beiden verrechnet haben – da werden die jetzt was in den alten Akten gefunden haben. Stimmt, wir haben da was gedreht! Wie war das denn noch mal?«, fragt er sich, und je länger seine Suche dauert, desto nervöser wird er.

»In dem Jahr muss es gewesen sein, kurz nachdem wir die Arbeiten am Dom wiederaufgenommen haben. Hier irgendwo müssen die Unterlagen sein! Ach, hier sind sie. Mist! Verdammt!«

Philipp liest sich seine gesammelten Unterlagen zu dem besagten und parallel gelaufenen Projekt durch, findet die alten Mauscheleien und kommt zu dem Schluss, dass seine Beteiligung nicht der Rede wert war.

»Aber ich weiß davon! Deswegen wahrscheinlich auch die Zeugenaussage! Und wenn ich einfach so tue, als ob ich nichts wüsste? Können die mir was wollen? Aber wenn sie noch eine andere Quelle haben? Dann bin ich doch vielleicht dran! Weil ich was wusste und es nicht gemeldet habe!« Philipp ist für den Moment kaum noch in der Lage, einen klaren Gedanken zu fassen. Mit schwerem Schritt schleift er sich in die Küche zurück, setzt sich an den Tisch, hebt das Papier auf und sieht nach, wann er vor Gericht erscheinen muss.

»Das ist doch... das ist in sechs Wochen. Knapp sechs Wochen!«, denkt er sich erleichtert. »Bis dahin ist mir sicherlich was eingefallen! Oder vielleicht habe ich auch bis dahin alles vergessen! Ach, wie einfach wäre es, wenn ich Alzheimer hätte! Nein, nicht hätte, sondern einfach die Diagnose! Dann könnte ich mich sicherlich ganz einfach aus dieser Nummer lügen, und würde selbst dann nicht belangt, wenn sie mich beim Lügen erwischen! Ich brauche diese Diagnose!«

In diesem Moment kommt ihm die Reaktion von Daciana in den Kopf, an die er seit ihrem Verlassen des Hauses nicht mehr gedacht hat.

»Wenn ich so darüber nachdenke, weiß ich nicht mehr, ob sie nicht doch Recht hat. Der Streit mit Evelyn war auch zu heftig! Das hat sie nicht verdient! Ach Mensch, nach einer Weile sieht man die Dinge, die in dem Moment so klar waren, immer ein wenig anders!«

Philipp hat sich inzwischen ein wenig beruhigt, und auch der Inhalt des Briefes wiegt nicht mehr so schwer, nachdem er gelesen hat, dass er erst in knapp sechs Wochen vor Gericht erscheinen muss. Es ist, als hätte der Brief das Fass seiner angestauten Enttäuschungen zum Überlauf gebracht, sodass er nun wieder, nach der Entleerung, aufnahmebereit ist.

»Evelyn? Hier ist...«, sagt Philipp, als er seine Tochter anruft und am Telefon gleich entschieden unterbrochen wird.

»Ich weiß wer da ist! Was willst du?«

»Ich glaube, dass ich etwas übertrieben habe!«

»Ach ja?«, kommt es zurück, und Philipp merkt sogleich, dass er zwar das Richtige sagen will, aber einen falschen Ton angeschlagen hat.

»Es tut mir leid, dass ich dich so behandelt habe!«, versucht er es feinfühlicher. »Nachdem du gegangen warst, war ich stocksauer, doch dann habe ich mit einem mal klarer gesehen und mir gedacht, was ich doch für ein alter Döspaddel bin!«

»Du bist kein alter Döspaddel!«, erwidert Evelyn, und Philipp weiß noch von früher, dass sie das Wort Döspaddel immer sehr gemocht hat. Luise hatte sie oft so genannt, wenn Evelyn tollpatschig gewesen ist.

»Doch das bin ich, wenn ich dich so ungerecht behandle!«, entgegnet Philipp und weiß, dass er mit diesem Anruf die Welt zwischen den beiden wieder geradegerückt hat. »Du sorgst dich immer um alles und bist für mich da, wenn ich dich brauche.«

»Ach Papa! Danke für deine Entschuldigung. Du weißt doch, wie sehr ich es hasse, wenn wir uns nicht verstehen. Obwohl...«

»Obwohl was?«, kommt es von Philipp direkt zurück, dem Übles schwant.

»Ich habe natürlich die Kinder gefragt, was sie von deinem Vorschlag halten, dass wir zu dir ziehen!«

»Und?«, brennt es Philipp auf der Zunge, doch er muss sich erst noch was gedulden, bis Evelyn tief ein- und ausatmet hat. Er merkt, dass ihr die Antwort nicht leichtfällt.

»Sie haben nicht gleich Nein gesagt! Aber auch nicht Ja. Sie wissen genau, was das für sie bedeuten würde. Das habe ich nicht so erwartet, muss ich zugeben. Also, dass sie nicht direkt Nein sagen!«

»Und was ist mit deinem Gefühl?« Leichte Hoffnung keimt auf.

»Ich bleibe dabei, dass ich es für falsch halte!«, sagt Evelyn entschieden in ihrer Wortwahl, doch Philipp spürt die Unsicherheit in der Stimme – selbst durch das Telefon. Er ahnt, dass sie sich nicht mehr sicher ist und er entscheidet sich dagegen, an diesem Punkt weiterzumachen.

»Es ist ja auch eine schwere Entscheidung! Ich will nicht behaupten, dass das eine leichte Entscheidung wäre – weit gefehlt! Lassen wir es für den Moment gut sein. Vielleicht sprechen wir die Tage noch mal darüber!«

»Ist gut!«, sagt Evelyn und wenn Philipp seine Tochter hätte sehen können, wären ihm sicherlich die Tränen aufgefallen, die ihr die Wangen herunterlaufen. Doch da er sie nicht sehen kann, wischt Evelyn sie weg, schluckt kurz und spricht weiter. »In ein paar Tagen hast du deine nächsten Termine! Es bleibt doch dabei, oder?«

»Warum denn nicht?«

»Ach, keine Ahnung. Ich wollte nur auf etwas zurückkommen, was nicht so schwierig ist, glaube ich.«

»Ja, ist gut. Machen wir es wie gestern?«

»Wie gestern«, sagt Evelyn und ist zum Auflegen bereit.

»Daciana hat mir gekündigt!«, sagt Philipp ohne Vorankündigung, kaum dass sich Evelyn entschieden hat, das Gespräch zu beenden.

»Sie hat was?«, fragt sie in einem Tonfall, der Philipp etwas überrascht.

»Sie hat gekündigt. Hat gesagt, dass sie unseren Streitereien nicht zuhören will. Ich habe versucht, sie zum Bleiben zu überreden, doch sie ist einfach gegangen!«

»Wie seltsam!«

»Das kannst du laut sagen! Was kann ich denn jetzt machen, dass Daciana wieder zurückkommt?«

»Nichts!«, sagt Evelyn entschieden.

»Wie – nichts?! Dann kommt sie ja nie zurück!«

»Ist doch super! Wir müssen uns sowieso etwas überlegen. Ob Altersheim oder...«

»Kein Altersheim! Dabei bleibe ich! Und wenn du mir wieder damit kommst, dann...«

»Papa!«, ruft Evelyn laut ins Telefon. Er bleibt still. »Es geht doch nicht darum, dass wir dich ins Altersheim abschieben wollen.«

»Aber?«

»Aber es bleiben uns doch nur einige wenige Optionen. Das haben wir doch schon besprochen. Wenn dir eine bessere einfällt, bin ich die erste, die dich dabei unterstützt! Aber du brauchst irgendeine Hilfe. Am Ende gibt es daher nur zwei Möglichkeiten. Entweder das Altersheim oder eine Vollzeitbetreuung bei dir zu Hause.«

»Oder du ziehst mit den Kindern zu mir! Es sind drei Lösungen!«

»Die dritte ist keine Lösung für mich!« Wieder diese Unsicherheit.

»Gut, dann wollen wir uns die beiden mal anschauen. Altersheim nein. Bleibt noch die Ganztagsbetreuung. Nun ja, die ist doch sicher nicht billig, oder? Den ganzen Tag hier sein, um abends...«

»Nein, Papa. Die lebt dann bei dir. Als würde ich einziehen. Sie bekommt ein Zimmer, hilft dir im Haushalt und bekommt am Wochenende frei, und nach Absprache auch in der Woche Zeit für sich selbst. Dafür verpflegst du sie und sie erhält auch noch ein Lohn. Das ist nicht billig, da hast du Recht, aber du hast doch in deinem Leben auch nicht schlecht verdient – da solltest du dir das doch leisten können.«

»Nehmen wir mal für einen kurzen Moment an, dass ich so etwas in Betracht ziehe – wie viel müsste ich monatlich dafür bezahlen?«

»Ich habe keine Ahnung, wie die Preise sind. Aber das lässt sich doch rausfinden. Du bist doch sonst auch so aktiv im Internet. Das hast du doch dreimal so schnell rausgefunden wie ich mit meinem Telefon!«

Schweigen.

»Gut, ich werde mal nachschauen, was so eine Ganztagsbetreuung kostet. Aber es wäre mir dennoch viel lieber, wenn du hier einziehen würdest. Wie kann ich denn der Person trauen? Ich meine, wenn ich dir den Schlüssel zu meinem Haus gebe, dann kann sie doch jederzeit...«

»Du hast Daciana auch einen Schlüssel gegeben, Papa!«

»Aber die kannte ich da schon mehr als drei Jahre!«

»Ach, ich habe doch auch keine bessere Lösung parat! Schau mal im Internet nach, was die im Monat kosten würden, und dann sprechen wir noch mal. Jetzt irgendetwas auszuschließen, bevor wir nicht alles geprüft haben, ist doch dämlich.«

»Da magst du Recht haben. Ganz der Papa!«

»Ganz wie der sture Papa, der sich nicht mal mit der Möglichkeit des Altersheims beschäftigt? Nein, danke!«, sagt Evelyn entschieden und macht sich zu diesem Thema Luft von dem Unverständnis, das sie bereits seit langem mit sich herumträgt. Philipp schweigt erneut. »Ich will ja nicht sagen, dass du unbedingt in ein Altersheim musst. Aber du hast doch selbst gesagt, dass du dich seit dem Tod von Mama so einsam fühlst. Im Altersheim gibt es viele in deinem Alter. Da findest du bestimmt schnell Anschluss – vor allem, weil du noch so körperlich gut dran bist.«

»Da gibt es auch viele, die eigentlich schon mehr tot als lebendig sind. Ich muss das nicht haben!«

»Was denn?«

»Den ganzen Tag den Tod um mich herum!«, meint Philipp und nun schweigen wieder beide. Sie merken, dass dieses Thema ein extrem schwieriges ist.

»Das einzige, worum ich dich bitte, ist, dass du offen bleibst für alle Möglichkeiten. Wenn du es mal von der Seite betrachtest...«

»Das sagt diejenige, die die beste und einleuchtendste Möglichkeit konsequent ablehnt!«

»Papa, es reicht, denke ich! Ich möchte doch, dass du glücklich bist. Und Einsamkeit hat nichts mit Glückseligkeit zu tun! Schau dir mal im Internet deine Möglichkeiten an, denn dass du alleine weiterlebst, ist nicht sinnvoll. Das hast du ja sicherlich selbst gesehen! Wenn du irgendwann mal zusammenbrichst – wer findet dich dann?«

»Davor habe ich am meisten Angst. Dass etwas ist und mir niemand hilft! Dass ich alleine sterben muss!«

»Das musst du nicht, Papa! Wir werden auch in den schweren Zeiten an deiner Seite stehen. Aber versteh mich bitte, und auch die Kinder, dass es weitaus bessere Lösungen für deine Situation gibt!«

»Ich verstehe, denke ich!«, lügt Philipp, doch er weiß, dass er in diesem Moment seine Tochter nicht weiter reizen darf – dafür ist das Thema viel zu kompliziert.

»Danke.«

»Ich werde mal schauen, was ich im Internet rausfinde!«

»Gut! Und ich werde mich mal umhören, was meine Kollegen dazu sagen. Ich meine, die haben ja auch Eltern. Vielleicht bekomme ich da den richtigen Tipp!«

»Bleibt es dennoch bei übermorgen?«, fragt Philipp, nicht weil er an der Zustimmung zweifelt, sondern weil es den beiden die Möglichkeit bietet, das schwere Gespräch zu beenden.

»Ja klar, ich komme dich holen!«, meint Evelyn und für einen Moment sind beide still. »Ich liebe dich, Papa!«

»Ich liebe dich auch, Engel!«, sagt Philipp, wartet kurz, ob Evelyn noch etwas sagt, dann legt er auf. Als er sich über die Stirn fährt, ist diese schweißnass. Er geht in die Küche, reißt sich zwei Blatt Küchentrepp herunter und wischt sich das Gesicht und seine Hände trocken.

»Die ganze Sache erweist sich als hochkompliziert – das hätte ich am Anfang nie gedacht! Auf jeden Fall muss ich jetzt langsam etwas unternehmen, sonst schwimmen mir die Felle weg! Und was gibt es Schlimmeres, als dass man von einem anderen Menschen ferngesteuert wird?«

Für einen Moment ist es Philipp, als würde er dieselbe Schwäche wie am gestrigen Morgen auf der Terrasse verspüren, doch dann merkt er, dass ihm einfach nur sein Bein eingeschlafen ist. Indem er es leicht massiert, kehrt das Leben zurück, und nach einer kurzen Pause ist es ihm möglich, in sein Arbeitszimmer zu gehen, um sich tatsächlich im Internet über die Alternativen ein Bild zu machen.

»Denn das Schlimmste, was mir passieren kann, ist, dass Evelyn dahinterkommt, wenn ich nach nichts schaue!«, sagt er sich und setzt sich vor seinen Computer, den er die nächsten Stunden auch nicht mehr verlässt.

* * *

Zwei Tage später wartet Philipp am Küchentisch bis weit nach acht Uhr, ob Daciana nicht doch zu ihrer Arbeit erscheint. Um acht Uhr ahnt er bereits, dass sie nicht kommen wird, doch dann keimt in ihm die Hoffnung, dass sie vielleicht genauso wie er zu Hause herumsitzt, sich fragt, ob das alles so richtig gewesen ist, was sie beide gesagt hatten, und dann doch noch mal herüberkommt. Doch als die Uhr auf Neun zugeht, ist Philipp sich sicher, dass sie nicht mehr kommen wird.

»Soll ich sie vielleicht anrufen und mich wie bei Evelyn entschuldigen?«, fragt er sich, steht auf und gießt sich – für ihn ungewöhnlich – bereits die vierte Tasse Kaffee ein. »Evelyn hat mir ja auch verziehen! Aber wenn ich mich bei Daciana entschuldige und Evelyn kommt dahinter, dann bin ich geliefert, weil ich nicht dagegen protestiert habe, dass es besser sei, wenn Daciana nicht mehr kommt. Warum habe ich das eigentlich getan? Ich meine, Daciana hat so viele Jahre unser Haus in Ordnung gehalten, und auch wenn wir uns nie richtig angefreundet haben, so bleibt dennoch...«

Philipp grübelt eine lange Zeit über die Situation nach, doch da er zu keiner Entscheidung kommt, steht er auf, geht ins Badezimmer und lässt sich ein Bad ein.

»Wie lange habe ich nicht mehr gebadet?«, fragt er sich und zudem, wie er auf die Idee kommt, ausgerechnet jetzt, am frühen Morgen ein Bad zu nehmen.

Er geht nach unten, trinkt im Stehen seinen Kaffee leer, setzt sich danach auf seinen Stuhl, sieht nach draußen und einem Nachbar hinterher – jener Nachbar mit seinem Hund, den er gefühlte zehnmal am Tag vor die Tür bringt.

»Ob der Hund überhaupt die Lust dazu hat?«, fragt sich Philipp und nippt erneut an seinem Kaffee, doch die Tasse ist leer. »Soll ich noch einen trinken? Nein, eher nicht! Aber was ist das für ein Geräusch?«, fragt er sich und lauscht konzentrierter. »Ist das...? Ach ja, ich lasse Wasser ein! Wollen doch mal schauen, wie weit es schon ist!«

Er geht nach oben ins Badezimmer, stößt die Türe auf und bekommt einen Schock, als er sieht, wie voll das Wasser in der Badewanne steht, das gerade überzulaufen droht. Schnell springt er zum Hahn und dreht diesen zu. Zu seinem Glück gerade noch rechtzeitig; nur wenige Tropfen sind bisher an der Keramik entlang auf den Boden gerollt.

»Meine Güte, geht das schnell!«, denkt Philipp, als er sich in die volle Badewanne blickt und darauf wartet, dass über den kleinen Überlauf-Abfluss das obere Viertel des Wassers abfließt.

Als der Stand des Wassers wieder so niedrig scheint, dass an ein bedenkenloses Baden zu denken ist, entledigt sich Philipp seiner Kleidung, breitet ein Handtuch vor der Badewanne auf dem Boden aus, streckt seinen Fuß ins Wasser und glaubt im ersten Moment, sein Fuß würde verbrennen.

Er schreit erschrocken auf, zieht den Fuß aus dem Wasser, verliert dabei das Gleichgewicht, taumelt zurück, prallt mit seinen Rücken gegen die rückwärtige Wand, kommt mit seinen Füßen ins Schlingern, und ehe er sich versieht, sitzt er auf dem Boden und schlägt mit dem Kopf an der Wand an. Nur Sekundenbruchteile später verliert er das Bewusstsein und sein nackter Körper fällt wie ein nasser Sack zur Seite, auf den gefliesten Boden, wo er regungslos liegen bleibt.

* * *

Evelyn hat die letzten zwei Tage kaum geschlafen; die Sorgen um ihren Vater waren übermächtig geworden, der Streit, die immer noch nicht überwundene Leidenszeit der Mutter, die Einsamkeit des Vaters, das Leben, das sie mit ihren Kindern führte. Sie hat sich bewusst gegen die Hilfe der Eltern entschieden, als sie ihren Mann verließ, weil dieser meinte, sich eine andere Frau suchen zu müssen. Sie wollte ihre Kinder eigenständig großziehen, und zu ihrem Glück waren Toby und Marie bereits so vernünftige Kinder, dass sie den Umzug vom großen, selbst gebauten und angenehm eingerichteten Haus in eine kleine Wohnung ohne Murren mitmachten, obwohl

natürlich der Einzug in das große Haus der Großeltern jederzeit offenstand. Nicht einmal hatten sich die beiden in der Folge beschwert und standen zu der Entscheidung, die sie nicht nur zusammen getroffen hatten, sondern auch gemeinsam trugen.

Doch eben jene Entscheidung, weiterhin so unabhängig wie nur möglich zu leben, bringt Evelyn nun in eine Situation, die sie sich auf keinen Fall gewünscht hat. Ein Abschieben – denn für sie ist es gefühlsmäßig ein Abschieben – des Vaters in ein Altersheim, ist für sie die allerletzte Möglichkeit, auch wenn sie das ihrem Vater nie sagen würde. Aber genauso wenig wie sie sehen will, wie er sich seiner eigenen Gebrechlichkeit und den Gegebenheiten seiner Umwelt beugen muss, um geschlagen in ein Altersheim zu gehen, so wenig ist sie in ihrem Leben noch nicht bereit, die Kompromisse auf sich zu nehmen, die ein Einzug beim Vater mit sich bringt. Dafür sind die Kinder noch nicht alt genug – und vor allem nicht aus dem Haus.

»Am Ende bleibt nur eine Ganztageshilfe, egal, ob die Krankenkasse einen Teil mit dazu gibt!«, sagt sie sich und auch ihre beiden Kinder sind der Meinung, dass dies die beste Variante sei. »Und wenn die Kinder mal aus dem Haus sind, und ich denke, dass ich die Kraft wieder zurück habe, um mich um meinen Vater zu kümmern, dann kann ich immer noch bei ihm einziehen!«

Trotz der immer wiederkehrenden Gedanken steht im Grunde für Evelyn die Entscheidung fest; nun hofft sie, dass sich auch ihr Vater damit so langsam anfreunden kann.

»Ach Mist!«, denkt sie sich, als sie auf die Uhr blickt. »Wenn ich mich jetzt nicht beeile, werden wir nicht rechtzeitig zum Arzt kommen! Und ich bin ja noch gar nicht fertig!«

Wie ein Wirbelwind fegt Evelyn durch die Wohnung, putzt sich, während sie sich die letzten Kleidungsstücke überwirft, im Laufen die Zähne, rafft ihre Handtasche von der Kommode, sucht ihr Handy, ehe sie merkt, dass sie es bereits vorsorglich in die Seitentasche ihrer Handtasche gepackt hat, reißt die Türe auf und rennt beinahe ohne Schlüssel aus der Wohnung, stoppt im letzten Moment, umgreift die fast schon geschlossene Türe am Knauf, ergreift den im innenseitigen Schloss steckenden Schlüssel und verbiegt sich beinahe das Handgelenk, um diesen herauszuziehen. Als sie ihn in den Händen hält und die Türe zuzieht, fragt sie sich, warum sie nicht einfach die Türe wieder geöffnet hat, doch dann kehrt die Hektik zurück, sie fliegt über die Treppenstufen nach unten, stößt die nur sehr schwergängige Haustüre mit ihrer Schulter auf, blickt die Straße nach rechts und dann nach links hinunter und überlegt sich, wo sie am gestrigen Abend geparkt hat.

»Wo habe ich nur...? Ach ja!«, fällt es ihr wieder ein, und indem sie zu ihrem Auto läuft, sieht sie in einer Hauseinfahrt, die zu einem Hinterhof führt, eine schwarze Katze kreuzen, die auch dann noch stehen bleibt und Evelyn anschaut, als wäre sie eine Kreatur des Teufels. Evelyn, die sich selbst als abergläubisch bezeichnet, sieht die Katze, stoppt im Gang und zu der ohnehin vorhandenen Hektik kommt nun auch eine böse Vorahnung hinzu. Nur sehr langsam bewegt sich

die Katze von der Einfahrt fort und behält Evelyn im Blick. Mit wackeligen Knien geht sie zu ihrem Auto, steckt den Schlüssel, da die Fernbedienung den Geist aufgegeben hat, ins Türschloss, dreht und nichts passiert.

»Das kann doch nicht wahr sein!«, sagt sie sich und fühlt sich nach der Begegnung mit der schwarzen Katze am Rande eines Nervenzusammenbruchs. Für einen Moment hat sie das Verlangen, sich ans Auto anzulehnen, doch da es in der Nacht heftig geregnet hat, unterlässt sie es, stützt sich nur mit den Händen am Dach ab und atmet tief durch. Ihr ist schwindlig und übel zugleich, und am liebsten würde sie sich wieder in ihre Wohnung zurück verkriechen, doch dann kehrt ihr das Bild des Vaters in den Sinn zurück, sodass sie ein weiteres Mal tief ein- und ausatmet und sich darauf vorbereitet, den Weg zum Haus ihres Vaters anzutreten.

Kaum, dass sie es geschafft hat, das Schloss beim zweiten Mal umzudrehen, sich hineinzusetzen und den Motor zu starten, will sie ausparken und hätte dabei beinahe ein für diese Seitenstraße ziemlich schnelles Auto gerammt, das noch in letzter Sekunde ausweichen kann, wie wild hupt, und Evelyn meint, durch das Heckglas auch den Mittelfinger des Hupenden zu sehen. Zum Glück steht sie auf der Kupplung und besitzt die Kraft, den Fuß durchgedrückt zu lassen, sodass sie kein parkendes Auto rammt, und als sie sieht, dass kein weiteres Auto von hinten kommt, schließt sie die Augen für einige Sekunden und fühlt die warmen Tränen.

Sie lässt die Augen eine Weile geschlossen, und als Evelyn sie wieder öffnet, wischt sie sich mit dem Pulloverärmel über das Gesicht, merkt, dass in der Zwischenzeit ein weiteres Auto herangekommen ist, das darauf wartet, dass sie ausparkt, was sie auch gleich macht. Die weitere Fahrt bis zum Haus ihres Vaters verläuft ohne weitere Zwischenfälle, und Evelyn kann ein wenig entspannen, trotz dessen, dass sie eine knappe Viertelstunde hinter ihrem Zeitplan hinterherhinkt.

»Die Ärzte sind ja auch nicht immer perfekt. Dann lassen sie halt ein oder zwei Patienten vor, und wir kommen einfach später dran!«, sagt sie sich, um sich auch selbst zu beruhigen, parkt den Wagen am Straßenrand, steigt aus und blickt zum Haus, in das sie damals nach der Fertigstellung mit ihren Eltern gezogen war.

»Es wäre schon schön, wieder hier zu wohnen!«, geht ihr durch den Kopf, doch dann sagt sie sich, dass sie es allein der Kinder wegen nicht machen darf. »Aber wer weiß, wie es sein wird, wenn die Kinder mal ausgezogen sind! Vielleicht suche ich mir einfach eine andere Arbeit! Immer noch besser, als...« Sie will gar nicht weiterdenken, denn seitdem sie ihren Mann verlassen hat und sich alleine um die Kinder kümmert, hat sie ihr Privatleben auf ein Minimum reduziert, um überhaupt noch bei Kräften zu bleiben.

»Wenn die beiden aus dem Haus sind, was dann?«, fragt sie sich und bleibt weiterhin vor dem Haus stehen. »Dann bin auch ich wahrscheinlich einsam und glücklich, wenn ich wieder einen Menschen um mich herum habe. Bestimmt hält Papa das bis dahin mit der Tageshilfe aus, wer weiß. Er ist

zwar störrisch, sieht aber vieles am Ende dann doch ein, wenn er sich nur mal daran gewöhnt hat! Aber warum hat er mich noch nicht entdeckt? Er zieht sich bestimmt die Schuhe an.«

Indem sie zur Haustüre geht, den Schlüssel ins Schloss steckt, umdreht, die Türe öffnet und eintritt, überkommt sie mit einem Mal ein seltsames Gefühl, das sie nicht einzuordnen weiß. Sie geht ein paar Schritte nach vorne in den Flur, blickt in die Küche, sieht, dass das Licht der Kaffeemaschine noch leuchtet, aber ihr Vater ist nirgends zu sehen.

»Stimmt, Daciana hat ja gekündigt!«, erinnert sie sich und glaubt, dass ihr einfach die wirbelnde Haushälterin fehlt, die lautstark das Haus auf Vordermann bringt. Doch wo steckt ihr Vater?

»Papa?«, ruft sie laut im Haus umher, doch er antwortet nicht. Da er weder im Wohnzimmer noch im Arbeitszimmer zu finden ist, kehrt die nervöse Spannung in Evelyns Körper zurück. Sie wirft die Handtasche auf den Boden und beginnt, das Haus systematisch abzusuchen. Da er parterre nicht ist, geht sie nach oben, ruft erneut, doch wiederum erhält sie keine Antwort, spürt die feuchte Wärme, die aus dem Badezimmer in den Flur dringt, und noch ehe sie ihren Vater auf den nackten Fliesen liegen sieht, ahnt sie bereits Übles. Sofort erkennt sie, dass er in keiner natürlichen Position liegt, und als sie neben ihm kniet und nach seinem Puls fühlt, der kräftig schlägt, ist die nervöse Spannung einer Konzentration gewichen, mit der sie den Kopf ihres Vaters stabilisiert, ihm im Liegen einen Bademantel überwirft und unterschiebt, hört, ob sein Atem ruhig geht, kurz seinen Kopf untersucht, ob dieser irgendwo blutet, und als sie ihn so versorgt sieht und sich überlegt, ob es Sinn macht, den Krankenwagen zu rufen, wacht er aus seiner Bewusstlosigkeit und sucht nach Orientierung.

»Was?«, versucht er zu sagen, doch seine Stimme gehorcht ihm noch nicht.

»Sei ruhig!«, meint Evelyn. »Geht es dir gut? Tut dir irgendwas weh?« Nur mit Mühe schafft es Philipp auf seinen Kopf zu zeigen. »Der Kopf? Sonst noch was?« Erneut eine mühsame Bewegung; dieses Mal schüttelt er seinen Kopf.

»Gut. Vielleicht hast du dir eine Gehirnerschütterung zugezogen. Wir sollten auf jeden Fall ins Krankenhaus fahren. Den Arzttermin sage ich für heute ab. Kannst du dich bewegen? Komm, ich helfe dir hoch!«, sagt sie, greift ihrem Vater unter die Arme, zieht ihn nach oben, stützt ihn vor dem Umfallen und ist erst zufrieden, als sich ihr Vater von alleine auf der Toilette sitzen kann.

»Ich weiß nicht, was passiert ist. Irgendwie muss ich nach hinten gestolpert sein, und...«

»Ist doch auch nicht wichtig. Wichtig ist nur, dass du dir scheinbar nichts Schlimmeres getan hast. Komm, ich suche dir ein bisschen Wäsche zusammen. Dann ziehen wir dich an und fahren ins Krankenhaus. Bleib mir bloß auf der Toilette sitzen, bis ich wiederkomme. Ich will dich kein zweites Mal auf dem Boden sehen!«, mahnt sie, zieht den Stöpsel im lauwarmen Badewasser, und während Philipp dem gluckernenden Abfließen des Wassers zuhört, ruft Evelyn den Arzt an, verlegt

den Termin um einige Tage nach hinten, sucht die nötige Wäsche zusammen und freut sich darüber, dass sich Philipp dann auch alleine anzieht.

Ohne Widerworte lässt er sich die Treppe hinabführen, ins Auto bringen und zum Krankenhaus fahren. Auf der Fahrt kommt Evelyn immer wieder der Gedanke, dass ihr Vater eigentlich nicht mehr alleine leben dürfte und befürchtet das Schlimmste für die Untersuchungen. Doch nach allen Untersuchungen, die sich über den ganzen Tag hinziehen, kommen die Ärzte zu dem Resultat, dass keine akute Gefahr bestehe, sondern Philipp sich tatsächlich eine leichte Gehirnerschütterung zugezogen habe, nicht mehr und nicht weniger. Ein paar Tage Ruhe werden ihm empfohlen, die er auch verspricht einzuhalten, und am Ende des Tages muss er eine Nacht im Krankenhaus zur Beobachtung bleiben. Als spätabends die Schmerzen zurückkehren, erhält er eine weitere Schmerzmitteldosis und schläft angestrengt und erschöpft im Zweibettzimmer ein, in dem er aber aufgrund seiner privaten Zusatzversicherung alleine liegt.

* * *

Mit Rücksicht auf Evelyns angedrohten Wutausbrüchen, falls Philipp sich nicht die nächsten Tage schont, bleibt dieser nach der Rückkehr nach Hause wahlweise in seinem Bett oder auf der Couch im Wohnzimmer liegen, sieht fern, liest ein Buch oder starrt gedankenfrei an die Decke. Er lässt Ruhe einkehren und hätte beinahe den Gedanken an seine geplante Alzheimererkrankung vergessen, wenn da nicht der Brief wäre, der ihn immer noch belastet. Jener Brief, der ihn zwar nur als Zeugen vor Gericht aufruft, der aber durchaus in der Sache eine Unsicherheit in sich trug, die ihm irgendwann zum Verhängnis werden konnte – wenn die Falschen bei einer Befragung zu viel redeten. Und wenn er als Zeuge gegen die Angeklagten aussagt, dann kann es geschehen, dass er als Revanche mit in den Strudel gerissen wird.

»Was macht man mit einem Zweiundsiebzighjährigen?«, fragt er sich mehrfach am Tag, »der noch gesund genug ist, um ins Gefängnis zu gehen? Gibt man ihm aufgrund des Alters Strafmilderung oder gar Freiheit? Oder ist es tatsächlich der körperlichen Gesundheit geschuldet, wie lange man inhaftiert wird? Aber die sperren sicherlich keinen alten Mann ein, der Alzheimer hat! Das machen die auf keinen Fall!«, ist er felsenfest überzeugt und überlegt sich, welche Schritte nun die nächsten sein können.

Diese Gedanken arbeiten auch die nächsten Tage in ihm, bis zu dem Tag, an dem die verschobenen Arzttermine liegen, und Evelyn ihn erneut abholen kommt. Seit der Rückkehr aus dem Krankenhaus war sie trotz ihres angespannten Terminkalenders jeden Tag bei ihrem Vater gewesen, hat ihn umsorgt, mit ihm geredet und darauf geachtet, dass er keinen Unfug anstellt. Ein Zustand, den Philipp sehr genossen hat.

Als sie an diesem Morgen die Tür hineinkommt, wartet Philipp bereits auf seine Tochter. Die Küche ist aufgeräumt, und er frisch angezogen. Mit Bedacht tritt er auf die Terrasse hinaus, bleibt stabil in seinen Bewegungen, steigt ins Auto und lässt sich zum Arzt fahren, einem Hirnspezialisten. Vielfache Untersuchungen lässt er mit einer Engelsgeduld über sich ergehen, und auch wenn er ab und an das Gefühl hat, dass dies kein schlechter Zeitpunkt für einen Anfall sei, kämpft er mit sich selbst und gewinnt diesen Kampf.

Schon während der Untersuchung mit den verschiedensten Gerätschaften hört er des Öfteren, wie der Arzt in seinen dichten Bart murmelt, wie erstaunlich aktiv viele der Hirnareale noch seien, ungewöhnlich eigentlich für einen Zweiundsiebzigjährigen. Bei solchen Aussagen hätte ein vorgetäuschter Anfall wie Schauspielerei gewirkt – also sieht Philipp von jedweder Aktivität ab und freut sich in seinem tiefsten Innern darüber, dass er augenscheinlich in bester Verfassung ist.

»Wenn da nur nicht die Zusammenbrüche wären!«, mahnt er sich jedoch zur Zurückhaltung, da er die Testergebnisse der ersten Untersuchung noch nicht kennt. »Am Ende fühle ich mich gut, die Ärzte sagen, dass ich den Körper eines Mittsechzigers habe, und dann kollabiere ich an irgendeiner Nebensächlichkeits, die bisher keiner entdeckt hat. Nein, ich muss aufpassen! Hellwach sein und alles Mögliche in Betracht ziehen – insbesondere, wenn ich in den Diskussionen mit Evelyn nicht den Kürzeren ziehen will!«

Diese Gedanken behält Philipp für sich; auch dann, als er zurück ins Wartezimmer kommt, seiner Tochter sagt, dass sie jetzt fahren und in drei bis vier Tagen mit Ergebnissen rechnen können. Erleichtert, die Untersuchungen hinter sich gebracht zu haben, fahren Evelyn und Philipp quer durch die Stadt.

»Halt! Wo fährst du hin? Jedenfalls nicht nach Hause!«, erkennt Philipp nach einer Weile.

»Wir fahren ein bisschen durch die Stadt!«, gibt Evelyn zurück, doch sie schaut nicht zu Philipp, was dieser als eindeutiges Zeichen interpretiert.

»Halt an! Ich steige aus und nehme mir ein Taxi!«

»Aber warum denn?«

»Ich will mir ganz sicher kein Altersheim anschauen!«, sagt Philipp und sieht an der Reaktion, dass er damit voll ins Schwarze getroffen hat.

»Wir fahren in kein Altersheim«, kommt es jedoch zurück. Doch nicht in das Schwarze. Aber vielleicht in den weißen Ring drumherum.

»Wohin fahren wir dann?«

»Lass dich überraschen!«

»Ich mag keine Überraschungen. Ich würde jetzt gerne nach Hause fahren! Ich habe eine anstrengende Untersuchung hinter mir und möchte mich jetzt ausruhen!«

»Papa, bitte!«, fleht Evelyn, und Philipp merkt auf.

»Also fahren wir doch in ein Altersheim? Evelyn?!«

»Nein, es ist kein Altersheim.«

»Was dann? Ein Seniorenheim? Willst du spitzfindig sein?«

»Nein, auch das nicht! Du wirst auf jeden Fall zu Hause wohnen bleiben!«

»Eine Ganztagsbetreuung?« Evelyn schweigt. »Also eine Ganztagsbetreuung!«, schließt Philipp für sich aus dem Schweigen und denkt laut weiter. »Du hast dich nicht dafür entscheiden können, bei mir einzuziehen, hast aber auch Bedenken, dass ich dir das Abschieben in ein Altersheim übelnehmen könnte. Da du aber genauso Angst hast, dass mir etwas passiert, während ich alleine lebe, bleibt nur ein Ausweg – die Ganztagsbetreuung!«

»Papa, bitte! Mach es mir nicht madiger, als es schon ist!«, bittet Evelyn und blickt das erste Mal seit dem Verlassen des Parkplatzes zu ihm rüber.

»Wie bist du an die Ganztagsbetreuung gekommen?«

»Sie heißt Ludmilla. Dann brauchst du sie nicht immer Ganztagsbetreuung zu nennen!«

»Ludmilla?! Russin?«

»Tschechin! Oder Slowakin. Ja, Slowakin, meine ich. Aus Bratislava. Aus der Ecke jedenfalls.«

»Nun gut. Wie bist du also an die Ganztagsbetreuung Ludmilla gekommen?«

»Ich habe eine Arbeitskollegin gefragt, die ihren Vater auch in einer ganztägigen Betreuung hat. Was ich nicht wusste, ist, dass es dafür sogar eine Vermittlungsfirma gibt!«

»Du lässt dich auf Menschenhandel ein?«, fragt Philipp voller echter Empörung.

»Nein, Papa! Das ist eine seriöse Firma. Ludmilla ist normal angemeldet und alle Mitarbeiter sind registriert. Alles geht da normal zu. Die Arbeitskollegin sagte mir, dass die Mitarbeiter einen Vertrag haben, der für deutsche Verhältnisse ausgesprochen gut sei.«

»Und die beschäftigen nur Osteuropäerinnen?«

»Nein, auch Deutsche. Der Vater der Arbeitskollegin wird von einer aus dem Norden betreut. Was ihm gut gefällt, denn er ist auch ein Hamburger Jung!«

»Und Ludmilla hast du genommen, weil...?«, fragt Philipp mit einer besonderen Spitze in seiner Stimme.

»Das ist ganz einfach! Ludmilla ist die einzige, die im Moment zur Verfügung steht.«

»Weil sie gerade erst nach Deutschland gekommen ist?« Wieder diese Spitze.

»Nein! Aber der Grund ist doch nicht wichtig, oder?«

»Ich werde den Grund sowieso erfahren. Wenn nicht von dir, dann von ihr! Also kannst du ihn mir auch direkt sagen!«

»Du bist und bleibst ein Sturkopf, wenn du was willst, oder?«

»Wie der Vater so die Tochter!«, entgegnet Philipp und muss über seine eigene Feststellung grinsen.

»Also, was ist nun der Grund dafür, dass Ludmilla verfügbar ist?«

»Papa, ich will es dir echt nicht erzählen!«

»Dann rate ich!«

»Papa, bitte!«

»Ach komm schon, Evelyn! Du willst mich zu einer Ganztagsbetreuung namens Ludmilla schleppen, und ich darf nicht mal erfahren, warum die gerade jetzt als einzige verfügbar ist!« Ihm kommt ein Gedanke. »Sie ist wohl verfügbar, weil ihr letzter Job gestorben ist!«

»Sogar ein kalter Berg ist feinfühlicher als du!«

»Habe ich Recht?«

»Ja, du hast Recht!«

»Und was ist jetzt daran so schlimm? Ich meine, Menschen sterben, und Ganztagsbetreute noch viel eher, denn sonst müssten sie nicht ganztagsbetreut werden, oder?«

»Wahrscheinlich!«

Beide schweigen. Evelyn, weil sie nicht weiß, was sie angesichts des bevorstehenden Kennenlernens sagen soll, und Philipp, weil er mit sich selbst nicht im Klaren ist, wie er sich zu dieser Entwicklung stellen soll, insbesondere, da er weiß, dass es zu irgendeiner Lösung kommen muss.

So fahren beide schweigend über viele Ampeln, schlängeln sich durch den Stadtverkehr, und Philipp entdeckt beim Herausblicken aus dem Auto viele Orte wieder, die er gemeinsam mit seinen Mitarbeitern restauriert und instandgesetzt hat.

»Schau mal dort drüben!«, sagt er mit einem Mal, als er eine alte, kleine Kapelle entdeckt, die er vergessen hat. »Kannst du dich noch daran erinnern, wie du dich eines Tages in der Kirche versteckt hast, und wir dich lange suchen mussten, weil du so klein warst, dass du unter den Altar gekrochen bist, wo dich niemand vermutet hat?«

»Wie alt war ich da?«, fragt Evelyn, denn sie kann sich auf Anhieb nicht an diese Geschichte erinnern.

»Da muss ich selbst mal nachdenken. Das muss in dem Jahr gewesen sein, in dem... Oder war es doch das Jahr davor? In dem dein Onkel ausgewandert ist? Ja, ich glaube schon.«

»Onkel Friedhelm?«

»Ja. Ich bin mir fast sicher, dass es das Jahr gewesen sein muss. In dem Jahr bist du fünf geworden, wenn ich mich nicht verrechnet habe.«

»Dann ist es kein Wunder, dass ich mich nicht daran erinnere!«, meint Evelyn und schaut wieder konzentriert auf den Verkehr.

»Das wundert mich aber jetzt, denn du hast noch Jahre danach von diesem Versteck erzählt, wie gruselig du es fandest, obwohl es dir ebenso viel Spaß gemacht hat, uns an der Nase herumzuführen. Daran kannst du dich wirklich nicht mehr erinnern?«

»Nein, Papa, tut mir leid!«, sagt Evelyn, und die Unterhaltung endet erneut. Wiederum fahren sie schweigend die Straßen entlang, und während sie in der Zielstraße nach einem Parkplatz sucht, blickt sich Philipp nach allen Seiten um und sucht das Schild der Vermittlungsfirma, die laut seiner Tochter so seriös sein soll.

»Soll ich dir beim Aussteigen helfen?«, fragt sie dann, als sie eingeparkt hat.

»So alt und gebrechlich bin ich dann doch noch nicht!«, entgegnet Philipp scharf und überlegt sich, dass solche Äußerungen nicht gerade gut für seinen Plan sind.

Zusammen gehen sie die Straße hinab, und erst kurz bevor sie die Vermittlungsfirma erreichen, erkennt Philipp das unscheinbare Schild, das an der Häuserfront hängt.

»Also, wenn du mich fragst, sieht das hier alles andere als seriös aus!«, bemerkt er und erntet einen strafenden Blick seiner Tochter, die inzwischen auf die Klingel gedrückt hat. Nur wenige Momente später ertönt ein Summer, der die Tür freigibt, die Evelyn nach innen aufdrückt. Im Gang dahinter ist es dunkel, und es herrscht ein leicht muffiger Geruch, wie von einer fauligen Feuchtigkeit, die langsam vor sich hinmodern darf.

»Man könnte auf den Gedanken kommen, dass es hier nach fauler Erde riecht!«, kommentiert Philipp, und spürt, wie seine Kommentare Evelyn immer stärker nerven.

Sie müssen in die zweite Etage hoch, und da es keinen Fahrstuhl gibt, steigen sie die Treppen nach oben. Auf dem ersten Zwischenplateau dreht sich Evelyn nach ihrem Vater um, fragt ihn, ob alles in Ordnung sei, und dieses Mal schwindelt er ihr vor, dass ihm schon ein wenig flau sei. Sogleich verharren sie solange auf dem Plateau, bis Philipp das Signal zum Weitergehen gibt, und als sie die zweite Etage erreichen, stehen sie erneut vor einer Türe, an der sie ein zweites Mal klingeln müssen. Dieses Mal klickt das Schloss und die Tür springt leicht auf, sodass sie nur nach innen zu drücken ist, was Philipp selbst erledigt.

»Altes Haus, alte Einrichtung, alte Pflanzen, alte Menschen!«, denkt er sich, indem er den ersten Eindruck auf sich wirken lässt. »Passt ja schon irgendwie zusammen, aber dann ist mir doch ein wenig seltsam zumute, wie das hier alles aussieht! Und nur ein paar wartende Menschen. Worauf warten die bloß? Haben die vielleicht hier ihre Ganztagsbetreuung? Und wo sind die Mitarbeiter?« Ehe eine Mitarbeiterin erscheint, vergehen einige Minuten, in denen sich Evelyn an den Empfangstresen stellt, und Philipp in der Gegend umherblickt.

»Selbst die Bilder sind bestimmt aus den Siebzigern. Auch die Möbel. Als ob hier seit Jahrzehnten nichts mehr gemacht worden ist! Ob sich die alten Menschen generell besser fühlen, wenn die Einrichtung aus einer Zeit ist, in der sie selbst noch fit und fidel waren?«, fragt er sich und versucht sich zu überlegen, wie alt er in den Siebzigern gewesen war, und was er damals gemacht hat.

»Sie sind bestimmt die Familie Schindelmeier!«, meint die Mitarbeiterin, die eine sehr dünne und hohe, aber keineswegs nervtötende Stimme hat. »Ludmilla wartet schon auf Sie! Aber bevor ich sie

Ihnen vorstelle, möchte ich Ihnen eine kurze Einführung geben, was wir wie machen, was die Rahmenbedingungen sind, und wofür unser Unternehmen steht!«

Die nächsten fünfzehn Minuten sind alles andere als informativ; es wirkt auf Philipp eher, als wäre es ein Verkaufsgespräch. Das einzige, was er wirklich interessant findet, ist der Teil, in dem die beiderseitige Probezeit von einem Monat festgelegt wird.

»Wird der Vertrag innerhalb in dieser Zeit schriftlich gekündigt, entstehen Ihrerseits, aber auch von unserer Seite keine weiteren Verpflichtungen. Sie bezahlen den angefangenen Monat, danach ist dann Ende. Wenn Sie in dieser Zeit nicht kündigen, beginnt der volle Vertrag zu wirken, der verschiedene Optionen in Laufzeit, Wirkung und Umsetzung besitzt, die da wären...«

Von diesem Zeitpunkt an bis zum Ende des Gesprächs wenden sich Philipps Gedanken wieder dem Verkaufsgesprächscharakter der Mitarbeiterin mit der hohen, dünnen Stimme ab. Nichts davon ist entscheidend von Bedeutung, und obwohl er es sich selbst kaum zugeben möchte, fragt er sich schon, wie er sich Ludmilla vorstellt.

»Wenn sie vorher schon Erfahrungen gesammelt hat – wie geht sie dann mit mir um? Wie gut kann man sich mit ihr verständigen? Wie sieht sie aus? Ist sie vielleicht ein kleiner General oder mitunter ein sanfter Drache?«

Philipp gehen so viele Fragen durch den Kopf, dass er der Mitarbeiterin kaum zuhört. Deutlich wird das, als sie nach dem ganzen Verkaufsgespräch eine direkte Frage an ihn stellt.

»Wie bitte?«, fragt er unbeholfen und ahnt, dass er sich damit keinen Gefallen getan hat. Aber eine falsche Antwort zu geben, die an den Haaren herbeigezogen ist, erscheint ihm genauso unsinnig. So nimmt er die Schelte seiner Tochter hin, entschuldigt sich halbherzig mit seinem Alter und der geringer werdenden Aufmerksamkeit, antwortet auf die unbedeutende Frage und erhält ein nettes Lächeln von den beiden Frauen, das alles und nichts bedeuten kann.

»Dann bringe ich Sie jetzt zu Ludmilla!«, sagt die hoctönige Mitarbeiterin mit einem Mal und versetzt damit Philipp einen kleinen Schock, der immer noch nicht so richtig verstanden hat, dass sie genau deswegen an diesem Ort sind.

»Ja, gut, von mir aus...!« stammelt er, steht langsam auf, und Evelyn wartet darauf, dass Philipp der Mitarbeiterin folgt, sodass sie hinterdrein gehen kann. Philipp folgt ihr in einen Raum, der am Ende eines langen, mit dickem Teppich ausgelegten Flur liegt, und als sie eintreten, legt Ludmilla soeben ein Bündel Papier aus der Hand, in dem sie gerade gelesen hat.

»Ludmilla? Das ist Herr Schindelmeier!«, wird Philipp der bisher Unbekannten vorgestellt.

»Philipp, bittel«, sagt Philipp, als er sich leicht vorbeugt, um der unbekanntem Frau seine Hand zu reichen.

»Ludmilla!«, sagt diese mit einem weichen und kaum hörbaren Akzent, doch ihr Handschlag ist umso kräftiger.

Da dieses Gespräch bereits nach der Vorstellung zu enden droht, schaltet sich die Mitarbeiterin erneut ein und stellt Ludmilla Evelyn als die Tochter von Philipp vor.

»Sehr erfreut!«, meint Evelyn kurz.

»Ebenso!«, meint Ludmilla, und wieder stehen alle vor dem Problem, dass niemand etwas Hilfreiches sagen will, sodass die Mitarbeiterin mit der hohen Stimme ein weiteres Mal das Kommando übernehmen muss.

»Wollen wir uns zusammensetzen, damit wir die letzten Formalitäten besprechen können?« schlägt sie vor, »denn damit wird oft das Eis gebrochen.« Doch auch sie bemerkt die deutliche Anspannung, gerade auf Seiten Philipps, was aber angesichts der Situation, in der er steckt, nicht ungewöhnlich ist.

Das Gespräch leitend, stellt sie Philipp und Evelyn einige Fragen zu den Motiven, warum sie sich an diese Vermittlungsagentur gewandt haben, außerdem wie sich seine Krankenakte entwickelt hat. Ludmilla hört derweil genau zu, und wenn Philipp in diesem Moment wetten müsste, würde er alles darauf setzen, dass Ludmilla nicht nur jedes Wort, sondern jede einzelne Silbe in der richtigen Betonung nachsprechen könne.

Ludmilla hingegen weiß schon anhand der Krankheitsgeschichte und dem Umstand, dass Evelyn fast die ganze Zeit stellvertretend für Philipp redet, wie die Sachlage ist. Eine Tochter, die ihren Vater nicht pflegen will oder kann, ein Vater, der nicht ins Altersheim will, wo er vielleicht am besten aufgehoben wäre, und ein Gesundheitszustand, der aufgrund des Alters auf der Kippe steht. Da kann die nächsten Jahre alles und nichts passieren.

»Keine leichte Aufgabe!«, sagt sie sich immer wieder zwischendurch und bemerkt, dass sie zuweilen von ihrem neuen Patienten fixiert, gar taxiert wird. »Nein, das wird wahrlich keine leichte Aufgabe!« Wie schwer die Aufgabe wird, ahnt Ludmilla in dem Moment, als sie kurz etwas ausführt und Philipp als ihren Patienten betitelt, was diesen direkt zu einem Einspruch aufbringt.

»Ich ein Patient?! Wo kommen wir denn hin! Ich bin weder ein Patient noch ein alter Tattergreis, den Sie so nennen können. Ich bin zweiundsiebzig und kerngesund! Das sagt mir jeder Arzt, zu dem ich gegangen bin!«, echauffiert sich Philipp, steht kurz auf, wird jedoch von Evelyn wieder auf den Platz zurückgezogen.

»Entschuldigen Sie, Herr Schindelmeier! Ich...«

»Philipp, bitte!«, versucht er seine Stimme nach dieser Blutwallung zu senken.

»In Ordnung, Philipp! Ich verstehe ja, dass Sie sich nicht als Patient fühlen wollen, aber das sind Sie nun mal – rein technisch schon. Sie gehen mit mir ein Betreuungsverhältnis ein, in dem drinstehen wird, dass Sie der Patient sind. Sie werden sicherlich Angst haben, die...«

»Ich habe keine Angst davor, Patient zu sein, sondern davor, als Patient behandelt zu werden, obwohl ich noch kerngesund bin!«, sagt er demonstrativ mit erhobener Stimme, sodass Ludmilla

sich entscheidet zu schweigen. In seinem Innern jedoch muss sich Philipp selbst gestehen, dass seine Aussage eine glatte Lüge ist, denn er kann sich nichts Schlimmeres vorstellen, als Patient zu sein, der von anderen Menschen so sehr abhängig ist, dass er nichts mehr alleine machen kann.

Alle vier schweigen.

»Ich muss zugeben«, führt ein weiteres Mal die Mitarbeiterin mit der hohen Stimme das Gespräch fort, »dass es oft in den ersten Stunden und Tagen schwierig ist, wenn sich zwei fremde Menschen darauf einstellen müssen, die nächsten Monate, Jahre oder gar Jahrzehnte zusammen zu leben, in einem Haus oder Wohnung. Aber das findet sich. Spätestens, wenn im gemeinsamen Ablauf die ersten Strukturen beginnen. Daher bitte ich sie alle, dem Ganzen mit etwas Ruhe, Gelassenheit und Zurückhaltung zu begegnen! Und wenn es tatsächlich so sein sollte, dass sie nach einem Monat erkennen, dass diese Konstellation nicht funktioniert, kündigen sie einfach den Vertrag und alles ist, als wäre nichts geschehen!«, schlägt sie vor und lächelt so unverbindlich, dass Philipp nun tatsächlich den Drang hat, im Vertrag nachzuschauen, ob nicht doch etwas darinsteht, was das Ganze platzen lassen könnte.

»Haben Sie ein Auto?«, fragt Evelyn, und Ludmilla bejaht die Frage, sodass Evelyn ihr vorschlägt, dass sie ihnen einfach hinterherfahren soll, damit sie sich das Haus gemeinsam ansehen können. Ludmilla akzeptiert den Vorschlag, bittet die Mitarbeiterin, den neuen Patienten und vor allem die Tochter noch mal explizit auf die Arbeitszeiten anzusprechen, und geht derweil ihre Unterlagen holen.

Als sie alle zusammen auf der Straße sind, werden sich die beiden Frauen schnell einig, und als Ludmilla mit ihrem Kleinwagen hinter Evelyns Wagen hinterherfährt, wagt es Philipp endlich wieder etwas zu sagen.

»Ich weiß nicht so recht, Engel! Ob das so eine gute Idee ist!«

»Was hast du denn gegen Ludmilla? Die macht mir einen netten und fähigen Eindruck!«

»Fähig vielleicht, aber nett?«

»Zumindest ist sie kein Drache. Ich habe eher das Gefühl, dass sie die ganze Zeit vorsichtig gewesen ist, nichts Falsches zu sagen, damit du dich nicht direkt beleidigt fühlst!«

»Warum sollte ich mich denn beleidigt fühlen?«

»Ach, du weißt schon, was ich meine!«

»Nein, das weiß ich nicht!«, sagt Philipp entschieden und starrt seine Tochter von der Seite an.

»Ich mag es gar nicht, wenn du mich so anstarrst!«, gibt sie zurück.

»Und ich mag es überhaupt nicht, wenn du mir was an den Kopf wirfst und dann auf Nachfrage einfach zumachst!«

»Das mache ich doch gar nicht!«

»O doch, das tust du gerade! Ich habe dich gefragt, warum ich mich denn beleidigt fühlen müsste!«

»Ja, und?«

»Was ja und? Warum denn nun?«

»Was willst du von mir, Papa? Ich muss mich auf den Verkehr konzentrieren und gleichzeitig darauf aufpassen, dass wir Ludmilla nicht verlieren. Ich bin mir ziemlich sicher, dass sie kein Navigationsgerät in ihrem kleinen Auto hat!«

»Und wenn sie eins hätte, hat sie unsere Adresse gar nicht!«

Da Philipp mitbekommt, wie seine Tochter demonstrativ mit den Augen rollt, dreht er seinen Kopf nach vorne, verschränkt seine Arme wie ein kleiner, bockiger Junge vor der Brust und schmollt.

In diesem Zustand fahren sie auch vor Philipps Haus; er steigt aus und geht direkt auf die Türe zu, die er mit seinem Schlüssel öffnen will, als ihm einfällt, dass er Ludmilla völlig vergessen hat. Um Schadensbegrenzung zu betreiben, schließt er die Türe auf, stößt sie bis zum Anschlag auf, dreht sich um und will der neuen Mitbewohnerin beim Tragen der Taschen helfen, doch als er sich umdreht, steht diese bereits hinter ihm – in beiden Händen eine schwere Tasche.

»Soll ich Ihnen helfen?«, rutscht ihm so unsicher über die Lippen, dass es fast wie Hohn klingt.

»Nein, danke, es geht schon!«, meint Ludmilla, ohne eine Miene zu verziehen. »Darf ich reinkommen?«

»Äh, ja, natürlich!«, sagt Philipp und geht als erster hinein, fragt sich, ob er Ludmilla den Vortritt hätte lassen sollen, doch dann denkt er sich, dass er der Hausherr ist und sie sich an seine Regeln anpassen müsse.

In diesem Moment hätte er so etwas wie »Hübsches Haus« oder »Nett eingerichtet« erwartet, doch Ludmilla bleibt vorerst still, schaut sich die Küche und das Wohnzimmer an und behält die Tasche derweil in ihren Händen.

»Schlafe ich im Wohnzimmer oder habe ich ein eigenes Zimmer?«, fragt sie, und Philipp ist über diese Frage so überrascht, dass er zunächst keine Antwort findet und glücklich ist, als Evelyn für ihn antwortet.

»Du kannst dich oben in meinem alten Zimmer einrichten!«, sagt sie.

»Wann ist denn Evelyn reingekommen und hat die Türe zugemacht?«, fragt sich Philipp derweil.

»Und warum duzen die beiden sich schon so vertraut?«

Philipp beobachtet, wie die beiden Frauen nach oben gehen und hört, wie Evelyn der neuen Mitbewohnerin das Haus zeigt. Er selbst steht wie angewurzelt an derselben Stelle, ehe er merkt, wie sein Körper auf die ganzen Anstrengungen des Tages mit Müdigkeit reagiert, sodass er sich die Schuhe auszieht und auf die Couch im Wohnzimmer setzt. Obwohl ihm sein Körper diese Ruhepause dankt, ist Philipp viel zu angespannt, als dass er sich jetzt hinlegen kann.

»Fernsehen sieht dumm aus! Ein Buch! Wo ist ein Buch?«, fragt er sich, dreht sich nach allen Seiten wild um, findet eines, dass er zwar angefangen, aber auch wieder schnell aufgehört hat, weil ihn die

Geschichte langweilte, schlägt die Seite auf, an der er war, liest ein paar Zeilen und stellt fest, dass er rein gar nichts mehr vom bisherigen Inhalt weiß, sodass es auch egal ist, ob er den Inhalt des Textes versteht oder nicht.

»Hauptsache, ich lese ein Buch und sehe gebildet aus. Nicht so wie die alten Männer, die senil...Meine Güte, warum nur muss ich gebildet wirken? So ein Schwachsinn!«, sagt er sich, schüttelt den Kopf über sich selbst, klappt das Buch zusammen, legt es zur Seite und wartet. Beim Warten schlägt er seine Beine übereinander, wechselt die Stellung aufs andere Bein, blickt nach draußen in den Garten, sucht mit seinem Blick die Wände ab, schaut erneut nach draußen, wartet. Es dauert eine Weile, bis die zwei Frauen vom oberen Geschoss zurückkehren. Als ihn die beiden entdecken, hat er das Gefühl, dass sich die beiden bereits gut verstehen, was man von ihm noch nicht sagen kann. Noch hat er keine eindeutige Meinung zu Ludmilla, nur eine zur ungewollten Gesamtsituation.

»Du musst sicherlich hungrig sein nach dem ganzen Stress heute!«, meint Evelyn. »Ludmilla hat gesagt, dass sie dir was kochen kann, wenn du nichts dagegen hast. Sie meint, dass sie eine gute Köchin sei.«

»Zwar nicht so gut wie meine Großmutter, aber Großmütter werden ja auch erst später zu guten Köchinnen!«, sagt Ludmilla, wiederum ohne die Miene zu verziehen.

»Ja, bitte, gernel«, sind die einzigen Worte, die Philipp über die Lippen bringt.

»Komm, Ludmilla, ich zeige dir, wo alles ist! Du hast doch nichts umgeräumt?«

Da Philipp mit seinem Kopf schüttelt, gehen die beiden Frauen in die Küche und lassen ihn alleine zurück.

»Irgendetwas stinkt doch gewaltig!«, sagt er sich, steht mit Nachdruck auf, doch kaum, dass er bei der Türe ist, merkt er, dass ihm der Grund für sein forsches Aufstehen entfallen ist. »Ich bin vielleicht nur etwas mit der neuen Situation überfordert!«, sagt er sich, horcht, ob er etwas aus der Küche versteht, doch dann geht er zurück zur Couch, nimmt die Fernbedienung, schaltet das Gerät an, legt die Füße hoch und wartet auf das Essen. Als es fertig ist, wird er von Evelyn in die Küche gerufen, doch da schläft Philipp bereits, sodass die beiden Frauen alleine essen und den alten Hausherrn ausruhen lassen.

* * *

Kaum mehr als drei Worte hier und vier Worte da wechseln Philipp und Ludmilla, als er von seinem Nachmittagsschläfchen wieder aufgewacht ist und hört, dass seine Tochter vor einer Stunde bereits nach Hause gefahren ist. Ludmilla hat sich inzwischen mit den Räumlichkeiten vertraut gemacht,

und als sie sich beide am Abend Gute Nacht wünschen, ist es für Philipp fast, als würde ein Fremder in seinem Haus übernachten – was im Grunde auch sehr nahe an der Wahrheit liegt.

Als Philipp am nächsten Morgen aufwacht und ins Bad geht, lässt er die Türe wie jeden Morgen offenstehen, da er Ludmillas Anwesenheit völlig verdrängt hat. Erst als er ein Geräusch von der unteren Etage nach oben dringen hört, wird ihm klar, dass er nicht allein im Haus ist, steht mit heruntergelassener Hose von der Toilette auf, watschelt im Entengang zur Türe und schließt diese, indem er zusätzlich den Schlüssel umdreht.

»Was habe ich mir da nur angetan?«, fragt er sich. »Eigentlich wollte ich doch nur, dass meine Tochter bei mir ins Haus einzieht, damit mir nicht so langweilig ist, und das Haus nicht so leer steht nach dem Tod von Luise, aber jetzt habe ich einen Hausdrachen, der zudem schweigend seine Arbeit verrichtet! Wo sind nur meine geliebte Daciana und meine Tochter!? Wo sind nur die normalen Menschen geblieben? Und wann ist mein Leben aus meinem Leben verschwunden?«

Als er den Schlüssel zurückdreht und den Türgriff ergreift, hat er für einen kurzen Moment den Gedanken, sich einfach solange ins Badezimmer einzusperren, bis auch seine Tochter begreift, dass er keinen Babysitter braucht. Doch dann findet er diese Reaktion selbst kindisch und überwindet sich, öffnet die Türe und geht ganz bedächtig hinunter, immer mit den Augen in alle Richtungen blickend, die er einsehen kann.

»Guten Morgen!«, tönt es aus der Ecke, als Philipp auf der drittletzten Treppenstufe ist.

Unvermutet schreckt er zusammen und wäre beinahe auf der Treppenstufe ausgerutscht, doch im letzten Moment kann er sich noch abfangen.

»Geht es Ihnen gut?«

»Ja, es geht mir gut!«

»Habe ich Sie erschreckt?«

»Philipp, bitte.«

»Gut! Hast du dich erschreckt, Philipp? Wenn ja, dann entschuldige!«

»Ist schon in Ordnung. Ich bin es nicht gewohnt, dass ein anderer bei mir zu Hause ist, wenn ich...! Hast du etwa Kaffee gemacht?«

»Und Frühstück! Aber keine Eier! Ich wusste nicht, ob du die zum Frühstück magst. Kaffee und Brötchen gibt es!«

»Du warst Brötchen kaufen?«

»Die Bäckerei ist die Straße runter. Das ist nicht weit!«

Philipp bäugt den gedeckten Tisch in der Küche mit skeptischen Blicken und findet auch seine Zeitung bereitliegend. Für einen Moment freut es ihn, wieder Leben in seiner Küche zu sehen. Doch dann ist ihm das mit einem Mal zu viel.

»Das ist...das ist zu viel für mich!«, poltert er von dem einen auf den anderen Augenblick. »Die Zeitung liegt sonst immer draußen im Briefkasten, wo ich sie hole! Und der Kaffee! Den habe ich unser Leben lang gemacht. Jeden Morgen, wenn ich aufgestanden bin, habe ich Kaffee gemacht. Jeden Morgen, seit bestimmt mehr als fünfzig Jahren! Jeden Morgen!« Am Ende schreit er sogar.

»Ruhig, Philipp!«, versucht Ludmilla die Wogen zu glätten. »Wenn du möchtest, kannst du morgen wieder selbst Kaffee machen und die Zeitung hereinholen! Ich habe nichts dagegen. Es ist sogar besser, wenn du das selbst machst! Denn alles, was du selbst machen kannst, hält dich fit!«

»Alles, was ich selbst...! Das kann doch nicht sein! Ich fühle mich nicht alt, bin nicht alt, und auf keinen Fall will ich behandelt werden, als wäre ich alt!«

Bereits während der letzten Worte hat Philipp gemerkt, dass etwas nicht stimmt, da er kaum mehr Kraft in seinem Körper verspürt. So haucht er die letzten Worte dahin, und auch Ludmilla merkt, wie sehr Philipp mit sich kämpfen muss, um nicht die Kontrolle über seinen Körper zu verlieren.

»Setz dich bitte, Philipp!«, mahnt sie, doch er funkelt sie nur an.

»Ich hole die Zeitung herein und mache den Kaffee.«

»In Ordnung...«

»Und ob ich mich setze oder nicht, ist immer noch meine Sache!«

»Es ist dein Körper, den du am besten kennst!«

»Ganz genau!«, sagt er bissig, doch eigentlich weiß er, dass sie recht hat. »Wie dumm nur, dass mir tatsächlich die Kraft schwindet!«, denkt er sich. »Ich will mich nicht hinsetzen und ihr den Genuss des Triumphs bescheren. Nicht direkt am zweiten Tag! Das würde in einem Fiasko enden! Geh doch endlich weg und mach was anderes! Ich muss mich setzen! Halt durch, alter Freund! Halt durch!«

Doch da seine Kraft zu Ende ist, muss er sich hinsetzen, schnauft tief durch, und kaum, dass er sitzt, ist es ihm egal, dass sie gewonnen hat; er ist viel zu froh, dass er sitzen kann, was weitaus weniger anstrengend ist als zu stehen.

»Meine Güte, ich merke, wie ich alt werde!«, sagt er und merkt zu spät, dass er das nicht nur gedacht, sondern – wenn auch leise – ausgesprochen hat. Er schaut zu Ludmilla, die währenddessen kein Wort gesagt hat.

»Du solltest dich schonen und nicht so aufregen!«, sagt sie in einem Tonfall, der ihn an seine herrische Mutter erinnert, die schon so lange unter der Erde liegt, dass er sie beinahe vergessen hat.

»Ludmilla erinnert mich tatsächlich etwas an sie!«, denkt er sich und merkt, wie er eine leichte Gänsehaut bekommt. »Das ist gar nicht gut!«

Philipp spürt, wie sich sein Puls senkt und er hört, wie Ludmilla zu Gange ist, das Haus aufzuräumen. Langsam schlürft er an seinem Kaffee, schneidet sich ein Brötchen auf, und während er die Zeitung liest, frühstückt er ganz gemütlich. Dass er Ludmilla vielleicht mit an den Tisch

bitten könnte, fällt ihm erst ein, als er schon fast fertig ist, sodass er sich gegen eine Frage entscheidet.

Als er fertig ist, steht er auf und beginnt, das dreckige Geschirr in die Spüle zu räumen, doch keine halbe Minute später steht Ludmilla bereits an seiner Seite und hilft ihm dabei.

»Du brauchst mir dabei nicht zu helfen, Ludmilla!«, versucht er ebenso streng mit ihr zu reden, wie sie mit ihm redet.

»Du sollst dich ausruhen! Hast dein Leben lang gearbeitet und jetzt im Alter sollst du ausruhen!«, sagt sie knapp und so bestimmt, dass es Philipp schwerfällt, gegen diese Meinung anzugehen. Er lässt das Aufräumen und tritt ins Wohnzimmer, das tatsächlich einen seltsam frischen Glanz hat.

»Pass bitte auf dem Boden auf!«, ruft Ludmilla aus der Küche. »Kann sein, dass der noch ein bisschen nass ist!«

Er schaut auf den Boden und sieht sich darin spiegelnd.

»So sauber war es bei Daciana nie! Wie Ludmilla das wohl hinbekommt?«, fragt er sich und betrachtet sich in dem verzerrten Glanz des Bodens. Als er sich satt gesehen hat, geht er zur Couch, legt die Beine hoch, nimmt sich ein Buch und beginnt zu lesen. Aber kaum, dass Ludmilla ebenfalls ins Wohnzimmer zurückkehrt, um ihr unterbrochenes Staubwischen wiederaufzunehmen, vergeht ihm die Lust am Lesen, sodass er das Buch zur Seite legt und ins Arbeitszimmer verschwindet. Die Türe hinter sich zuziehend, wirkt das Zimmer wie eine Art Fluchtstätte auf ihn – so eingeschlossen hat er sich in seinem eigenen Haus noch nie gefühlt. Kraftlos lässt er sich seinen Arbeitsstuhl fallen, rollt ein paar Zentimeter mit ihm über den Boden, bis er an den Schreibtisch stößt, der ihn bremst. Gedankenverloren sitzt er einige Momente mit dem Blick zur Türe, wartet darauf, dass er aus dem bösen Traum aufwacht, aber dieser verschlimmert sich noch, als er sich umdreht, über den Schreibtisch blickt und den Brief des Gerichts findet, in dem er aufgefordert wird, als Zeuge gegen einen alten Weggefährten auszusagen.

Kaum, dass er die ersten Zeilen des Textes erneut überflogen hat, packt ihn eine ungeheure Angst, dass Ludmilla in diesem Moment in den Raum kommen könne, ihm das Papier aus der Hand reißt, und dann auch verlangt, dass er zu diesem Termin vor Gericht erscheint, ohne jede Absicherung durch den Alzheimer, den er immer noch nicht hat.

»Zum Glück gibt es das abschließbare Fach!«, sagt er sich, sucht es an der Seite, findet es und stopft den Brief hinein, dreht den Schlüssel herum und zieht diesen das erste Mal in seinem Leben ab.

»Ab heute habe ich Geheimnisse! Geheimnisse vor dem Menschen, der mit mir das Haus teilt! Nicht, dass ich früher keine Geheimnisse vor meiner Frau gehabt habe, aber...« Erst jetzt fällt ihm auf, dass er mit sich selbst redet, was er schon immer an sich gehasst hatte, wenn er sich dabei ertappte. Auch dieses Mal fühlt er sich schuldig, sichert sich ab, dass auch niemand mitgehört hat,

und überlegt kurz, ob er noch irgendwelche Sachen auf die Schnelle in dem kleinen Versteck im Schreibtisch unterbringen müsse.

»Viel Geld und andere Wertsachen habe ich nicht zu Hause!«, stellt er fest. »Ludmilla macht mir jetzt auch nicht den Eindruck, als würde sie mich ausrauben wollen, aber man kann ja nie wissen! Hier mal ein Griff, dort mal was mitgehen lassen – aber nein, dafür ist die viel zu streng mit mir und mit sich selbst. Das glaube ich nicht!«, beruhigt er sich, denkt erneut an den Brief in seinem Versteck und hat mit einem Mal das Gefühl, dass es ihm in diesem Raum zu eng wird.

Als er in den Flur zurückkehrt, hört er, wie Ludmilla sich über die obere Etage hermacht, doch sie hat ihn gehört, kommt zum Treppenansatz und blickt am Geländer hinunter zu ihm.

»Es ist überhaupt nicht gut, wenn du dich einsperrst, Philipp! Das wollte ich dir eben schon sagen! Auch im Badezimmer solltest du die Türe auflassen. Ich komme schon nicht rein, wenn alles in Ordnung ist! Aber stell dir mal vor, etwas passiert, und ich komme nicht ins Badezimmer. Was dann?«, fragt sie, und noch während sie erzählt, dringen die Bilder von seinem gestrigen Unfall zurück in seinen Kopf, der grundlegend dafür verantwortlich ist, dass Ludmilla jetzt bei ihm im Haus ist.

»Du hast sicher Recht!«, hört er sich sagen. »Ich glaube einfach, dass ich ein paar Tage brauche, bis ich mich daran gewöhnt habe, dass wieder einer im Haus mit mir lebt!«, lügt er sich aus der Situation heraus und schenkt ihr ein Lächeln, das aber nicht erwidert wird.

Als sie sich abwendet und zu ihrer Arbeit zurückkehrt, geht er ins Wohnzimmer, fragt sich, was er an diesem Tag machen will, sieht nach draußen und hat das Gefühl, dass es wieder mal an der Zeit ist, den Rasen zu mähen.

Er ist keine Minute draußen und hat gerade den kleinen Geräteschuppen erreicht, der im Garten die Arbeitsgeräte beherbergt, als Ludmilla neben ihm steht und ihn streng anblickt.

»Und was soll das jetzt geben?«, fragt sie in einem Tonfall, der eigentlich nur eine Antwort – eine Entschuldigung – zulässt. Aber Philipp reagiert anders, indem er sagt: »Ich will Rasenmähen! Ist das denn jetzt auch verboten!«

»Hast du eine Ahnung, wie warm es eigentlich ist?! Dabei holst du dir nichts anderes als einen Sonnenstich!«

»Ich kann mir doch eine Kappe anziehen! Gegen die Sonne!«

»Willst du mich auf den Arm nehmen?«, fragt sie ohne die Miene zu verziehen.

»Willst du mich auf den Arm nehmen?«, kontert er.

Da sich beide wie Sumoringer im Ring belauern, scheint die Situation unauflösbar.

»Ich finde, dass du den Rasen nicht mähen solltest. Vielleicht später! Aber nur, wenn es kühler ist! Aber auch nur dann, wenn du nicht zu viel schwitzt! Ich habe schon viele Menschen gesehen, die sich erst angestrengt haben, um sich dann eine Lungenentzündung einzufangen!«

»Ich mähe seit vierzig Jahren und habe noch nie eine Lungenentzündung gehabt!«, wehrt er sich mit genervter Stimme. »Ich glaube, es reicht langsam. Ich darf gar nichts und soll am besten gar nichts machen. Nichts machen, nichts denken, nichts wollen. Da bleibt mir doch nur noch das Sterben!«, sagt er mit einem solchen Zynismus, dass ihm bei diesem Gedanken selbst angst und bange wird.

»Diese Sturheit ist genau das Problem, die dazu führt, dass ihr alten Menschen unbelehrbar in euer Verderben rennt! Du bist keine dreißig, vierzig oder fünfzig mehr. Du bist wie alt? Zweiundsiebzig, richtig?«

»Stimmt!«

»Zweiundsiebzig! Überleg mal! Du hast über vierzig Jahre gearbeitet und deinem Körper alles abverlangt. Und jetzt musst du dich daran gewöhnen, dass nicht mehr alles so einfach geht wie früher. Je eher du das verstehst, desto zufriedener wirst du mit deinem Alter leben können!«

»Ich war zufrieden mit meinem Alter! Bis gestern, als du in mein Haus gekommen bist! Seitdem du da bist, darf ich ja gar nichts mehr! Es ist noch ein Wunder, dass ich überhaupt noch atmen darf. Und danke für den Kaffee, aber den mache ich morgen wieder alleine!«

»Das haben wir schon ausgemacht!«, hält Ludmilla dagegen, die auf Philipp nicht den Eindruck macht, als ob sie sich auch nur einen Millimeter von ihrer Position wegbewegt.

»Ich halte das nicht mehr aus!«, sagt Philipp und will ins Haus, um seine Tochter anzurufen.

»Was hältst du nicht mehr aus?«, fragt Ludmilla, ohne ihre Stimme zu heben. »Dass du alt wirst, dass ich dir die Arbeit im Haushalt abnehme, der aussieht, als wäre eine Herde Säue durchgelaufen, oder dass ich versuche, dir zu helfen?«

»Ach weißt du was! Was hältst du davon, wenn du mich einfach in Ruhe lassen würdest!«

»Wie du willst! Aber ich sage dir jetzt schon, dass ich am Ende Recht behalten werde mit meiner Einschätzung! Du betreibst Raubbau an deinem Körper, der durch den jahrelangen Raubbau nicht mehr viel zu bieten hat. Das wird irgendwann zum Kollaps führen. Also mäh ruhig den Rasen in der heißen Sonne! Ich helfe dir zwar, wenn du dir einen Sonnenstich einfängst, aber ich werde dann kein bisschen Mitleid mit dir haben!«

Wie eine Furie marschiert Ludmilla ins Haus zurück, und Philipp merkt, wie wenig er nach einem Tag des neuen Zusammenlebens noch das Kommando in seinem Haus besitzt. Erschöpft schließt er die Augen und schüttelt gedankenverloren den Kopf, ehe er sich aufrafft und den Geräteschuppen zumacht, erkennt, dass es wirklich viel zu warm ist, um in der prallen Sonne zwei Stunden zu arbeiten, tritt ins Dunkel des Wohnzimmers zurück ins Haus, setzt sich auf die Couch und nimmt sich ein Buch, in dem er in den folgenden Mittagsstunden mehr als hundert Seiten liest, ohne zu wissen, was eigentlich in der Geschichte passiert.

* * *

»Ich halte das mit dieser Furie nicht aus!«, sagt Philipp am Abend zu seiner Tochter am Telefon, als er sich sicher ist, dass Ludmilla ihn nicht hören kann. »Sie kommandiert mich herum, macht alles alleine, besteht darauf, dass ich nichts mehr mache und sagt mir dauernd, wie alt ich sei!«

»Aber du bist alt, Papa!«, meint Evelyn, und Philipp fühlt sich in diesem Moment von seiner Tochter verraten.

»Vielleicht ist das Evelyns Rache für... ja, für was?«, fragt er sich und überlegt, ob es etwas mit seinem Vorstoß zu tun haben könnte, Evelyn zum Einzug zu überreden. Doch daran mag er im Moment kaum denken.

»Ich mag zwar alt sein!«, antwortet er stattdessen, »aber ich bin noch lange nicht zu alt, um irgendwelche Tätigkeiten zu machen. Selbst um das Kaffeekochen und das Zeitunghereinholen musste ich heute Morgen schon kämpfen! Ganz sicher, dass ich das morgen selbst machen darf, bin ich noch überhaupt nicht! So wie ich Ludmilla einschätze, ist es ihr fast egal, was ich sage – Hauptsache, wir machen das, was sie meint!«

»Jetzt übertreibst du aber, Papa! Ludmilla ist doch eine zuvorkommende Person, die nur dein Bestes will. Du hättest sie mal sehen sollen, als du auf der Couch eingeschlafen bist. Hast du nicht beim Aufwachen nicht gemerkt, wie unter deinem Kopf ein Kopfkissen lag? Und wie du mit einer Sommerdecke zugedeckt warst?«

»Na ja, schon! Gestern war es aber auch noch nicht so schlimm! Seit heute Morgen ist sie wie ein Hausdrache, der sich hier sein Regiment zusammenstellt!«

»Von was sprichst du bitte?«, stößt es Evelyn sauer auf. »Was für ein Regiment?«

»Ach, das ist ein alter Spruch! Was ich meine, ist, dass diese Person hier versucht, meinen gesamten Tagesablauf vorzuplanen und mich lässt sie dabei nichts, aber auch rein gar nichts machen! Das geht nicht, Evelyn! Ich kann doch nicht den ganzen Tag nur herumsitzen und gar nichts machen!«

»Dann lies doch ein Buch oder schau' fern! Mach das, was du sonst nicht machen kannst!«

»Und was soll das sein?«, fragt Philipp, und auch Evelyn merkt, dass dieses Argument kaum greift.

»Ach, du weißt schon, wie ich das meine!«

»Nein, weiß ich eben nicht!«, kommt es patzig zurück.

»Sie will doch nur, dass du dich nicht überanstrengst!«

»Indem sie mich gar nichts machen lässt?!«

»Ich habe das Gefühl, wir drehen uns im Kreis!«, sagt Evelyn nach einigen Augenblicken, in denen beide schweigen. »Gestern noch warst du zumindest nicht gegen sie, und heute bist du es komplett. Warten wir mal die nächsten Tage ab, wie es sich entwickelt.«

»Noch mehr Tage wie heute halte ich aber nicht aus!«, wehrt sich Philipp und ahnt, dass er Ludmilla nicht so leicht wie gedacht los wird. Nicht, solange seine Tochter nicht auch davon überzeugt ist, dass Ludmilla nicht zu Philipp passt.

»Geh schlafen und warte darauf, dass es Morgen wird. Dann sieht die Welt bestimmt wieder anders aus. Und wenn du deinen Kaffee gemacht und deine Zeitung hereingeholt hast, änderst du vielleicht auch deine Meinung zu Ludmilla! Ganz bestimmt!«

»Dein Wort in Gottes Ohr!«, sagt Philipp mechanisch, da seine Gedanken bereits einige Schritte weiter sind.

Beide verabschieden sich ohne sonderliche Freundlichkeit; Evelyn ist froh, nach einem schweren Arbeitstag ihren Vater für den Moment versorgt zu sehen, und Philipp spielt Idee für Idee durch, um wieder Herr der Lage zu werden.

»Im eigenen Haus von einer Fremden übertölpelt worden!«, fasst er für sich zusammen und ärgert sich, dass er diese Entwicklung nicht hat kommen sehen. »Am Ende bleibt mir nur ein Weg, um diesen Drachen loszuwerden, und der führt über Evelyn. Wenn es mir gelingt, Ludmilla bei Evelyn schlecht zu machen, dann gewinne ich am Ende. Wenn es aber so abläuft wie eben am Telefon, werde ich immer am Ende der Verlierer sein, was auf Dauer nicht zu ertragen sein wird!«

Philipp gibt sich einen Ruck, steht von seinem Schreibtisch auf, tritt aus dem Arbeitszimmer, geht in die Küche, nimmt sich etwas aus dem Kühlschrank, ignoriert den Hinweis von Ludmilla, dass er so spät abends besser nichts mehr essen solle, füllt sich einen Teller mit Käse, Wurst, Brot und Tomaten, lässt alles stehen und offen liegen, geht ins Wohnzimmer, schmeißt die zusammengelegten Decken von der Couch auf die andere und macht den Fernseher an, ganz so, als wäre Ludmilla nicht seine Mitbewohnerin, die neben der Hausarbeit auch auf seine Gesundheit achtet, sondern eine Art Dienerin, die man am besten damit belohnt, dass man sie nicht beachtet. Diese Taktik, die sich Philipp während des Gesprächs mit seiner Tochter überlegt hat, und die er als Affront gegen die Bestimmungswut Ludmillas aufzieht, hat kaum zu wirken begonnen, als Ludmilla ins Wohnzimmer tritt, den Fernseher ausmacht und sich vor dem Tisch aufbaut. Obgleich Philipp sich einredet, dass er jetzt, in diesem Augenblick stark sein müsse, um diesen Kampf ein für alle Mal zu gewinnen, wird er schwach, blickt zunächst unsicher nach unten, dann sucht er Ludmillas Gesicht, und ohne dass sie auch nur ein Wort sagen muss, weiß er, dass er auch diese Runde verloren hat.

»Ich bin kein Mensch, der lange um den heißen Brei herumredet«, leitet sie ihre Erklärung ein, »und daher sage ich dir, dass du mich dafür bezahlst, dass ich auf dich aufpasse. Was willst du denn beweisen? Und vor allem wem? Mir brauchst du nichts zu beweisen! Ich habe in den letzten sechs Jahren drei Menschen in den Tod begleitet! Irgendwann wird er kommen, und meistens kommt er schnell und hinterrücks. Zwei dieser drei wären deutlich früher gestorben, wenn ich nicht im Haus

gewesen wäre! Und du bist der Erste, der nicht todkrank ist, als ich die Betreuung übernehme. Also entweder fängst du langsam an, mich als deine Rückversicherung zu akzeptieren, oder du kündigst den Vertrag zwischen uns beiden, denn das Spiel, das du ganz offensichtlich treibst, mache ich nicht lange mit!«

Philipp fühlt sich nach dieser Standpauke wie ein kleiner Schuljunge, der seinen Mitschüler geärgert hat und dabei vom Lehrer erwischt wurde. Das Gefühl der Scham dauert auch noch an, als Ludmilla längst eine Gute Nacht gewünscht und den Raum verlassen hat. Ohne großen Appetit isst er die letzten Reste von seinem Teller, stellt diesen in der Küche in die Spüle, sieht, dass alles aufgeräumt wurde und geht selbst zu Bett.

Noch lange liegt er in der Nacht wach, spielt die verschiedenen Varianten durch und kommt bei allen Gedankengängen stets an den Punkt, dass nichts, was in den letzten beiden Wochen geschehen ist, auch nur ansatzweise so gelaufen ist, wie er sich das vorgestellt hat. Je länger er wach liegt und an die Decke starrt, desto mehr steigert er sich in eine Stimmung, die ihn kaum zur Ruhe kommen lässt.

»Wie nur kann ich das Ruder wieder herumreißen? Nach den ganzen Fehlschlägen muss ich mir nun endlich mal einen Plan überlegen, der auch funktioniert! Und nicht nur im ersten Moment, wie bei Daciana, sondern die ganze Zeit! Ich muss Ludmilla davon überzeugen – ja, wovon eigentlich? Die Frage ist doch, was ich machen kann! Wenn ich jetzt hingehe und ihr etwas vorspiele, bleibt sie umso mehr in meinem Haus und Evelyns Einzug rückt noch weiter weg. Aber wie groß ist denn die Chance, dass ich Ludmilla los werde!? Oder dass ich sie vielleicht sogar los werde und mir Evelyn danach eine andere anschleppe? Vielleicht wäre es sogar besser, wenn ich Ludmilla behalte, denn... Allein der Gedanken macht mich schon fertig! Ludmilla für den Rest meines Lebens zu ertragen! Diesen Drachen! Der nur herumkommandieren kann! Das muss man sich mal vorstellen! Die ist erst seit zwei Tagen in meinem Haus und macht mir reihenweise Vorschriften, die ich am besten auch noch einhalte. Und wie die einen anblickt, wenn es mal nicht nach ihrem Kopf geht! Kein Wunder, dass kein Mann bei der bleiben will! Der läuft ja nach wenigen Wochen weg und hofft, dass sie nicht hinterherläuft! Oder stirbt schnell weg!«

Diese und ähnliche Gedanken reihen sich aneinander, und je länger Philipp über die ganze Thematik nachdenkt, desto mehr sagt er sich, dass er sich, ganz egal, wie es ausgeht, für irgendeinen Weg entscheiden muss.

»Am besten schon gleich morgen! Denn je schneller klar ist, wie die Regeln zwischen uns beiden sind, desto einfacher wird es für mich, gegen sie zu bestehen. Wenn ich die Regeln schon nicht selbst machen kann – in meinem eigenen Haus! –, dann muss ich halt mit irgendwelchen Tricks arbeiten, bei denen ich nicht zimperlich sein darf! Niemals darf ich auch nur einen Schritt

nachgeben! Das, was heute im Wohnzimmer passiert ist, darf mir nicht nochmal passieren! Niemals wieder!«

Kaum dass er sich mit dieser Vorgehensweise angefreundet hat und über seine Möglichkeiten und Pläne nachdenkt, überkommt ihn die Müdigkeit und keine fünf Minuten später schläft er tief und fest und träumt davon, wie er neben Luise aufwacht und die Sonne auf ihr Gesicht scheint, das ihn, zur Seite gedreht, anlächelt.

* * *

Als Philipp am nächsten Morgen aufwacht und durch die halb zugezogenen Vorhänge nach draußen blickt, meint er noch zu träumen, denn draußen scheint bereits sehr stark die Sonne – im Gegensatz zu den dämmrigen ersten Sonnenstrahlen des Morgens, die er sonst erblickt. Er rekelte sich im Bett, und bei einer dieser Bewegungen fällt ein Blick auf den Wecker neben seinem Bett. Kaum, dass er versteht, dass es bereits weit nach neun Uhr morgens ist, schwingt er sich aus dem Bett, fährt sich durch das zerzauste Haar, zieht zur Probe die Vorhänge zur Seite und merkt bereits an der Helligkeit, die den Garten zum Leuchten bringt, dass ihn die Uhr nicht anlügt.

»Meine Güte! Wie lange es wohl her ist, dass ich so lange geschlafen habe! Selbst im Urlaub bin ich früher oft weit vor den ersten Sonnenstrahlen aufgestanden! Irgendetwas muss mit meiner inneren Uhr passiert sein! Wahrscheinlich wird die auch noch von Ludmilla kontrolliert! Damit sie mich morgens nicht ertragen muss«, sagt er sich und muss an seine neue Mitbewohnerin denken, der er am ersten Tag bereits erzählt hatte, dass er so früh am Tag aufstehe – und zwar jeden Tag, wie ein Schweizer Uhrwerk.

Erst in diesem Moment fällt ihm ein, wie er diesen unnormalen Umstand zu seinem Vorteil nutzen kann und verändert seinen Plan dahingehend, dass er sich in sein Bett zurückzieht, die Bettdecke bis zu seiner Nase nach oben zieht und an die Decke starrt.

»Eigentlich ist es total dämlich, dass ich die ganze Zeit an die Decke starre!«, sagt er sich und blickt zur Türe, doch sogleich wendet er seinen Blick wieder nach oben. »Aber, wenn Ludmilla gerade vor der Tür steht und nur auf einen Augenblick wartet, um mich zu überraschen – was dann?«

Da er diese Frage im Moment nicht klären kann, entscheidet er sich, einfach an die Decke zu starren. Je länger er diese Position einnimmt und starr nach oben blickt, desto mehr entdeckt er in der Deckenstruktur kleine Regelmäßigkeiten, und nach einigen Minuten des Starrens beginnen seine Augen zu schmerzen, sodass er das Starren dann doch wieder sein lässt.

»Wenn ich doch nur wüsste, ob ich Ludmilla höre, wenn sie sich hereinschleicht! Aber daran ist wohl nicht zu denken! So leise wie die durch das Haus huscht! Wahrscheinlich auf Zehenspitzen! Vielleicht ist sie eine ehemalige Ballerina, die... Hör auf, dir solche Gedanken zu machen! Das ist

doch völlig abwegig! Aber nichtsdestotrotz muss ich mir einen Plan einfallen lassen, wie ich ihr eine lethargische Geistesabwesenheit vorspielen kann, ohne dass sie mich bei irgendetwas überraschen kann! Doch wie?»

Während er über seine Problematik grübelt, vernimmt er auf dem Flur vor dem Zimmer leise Schritte.

»Aha! Dort kommt sie!«, sagt er sich, nimmt seine vorherige Position wieder ein, richtet seine Augen an die Decke und starrt regungslos auf einen Punkt – doch dieses Mal reißt er zudem den Mund auf und atmet durch ihn hörbar ein und aus.

Da Philipp mit sich in jeder Sekunde kämpft, seinen Blick krampfhaft auf diesen Punkt an der Decke gerichtet zu halten, kann er nur hören, wie es leise an der Türe klopft und diese sich nach kurzer Wartezeit öffnet. Er vermeint zu hören, wie Ludmilla mit vorsichtigen Schritten in den Raum hineintritt.

»Guten Morgen!«, sagt sie so tonlos, als wäre sie ein Geist ohne Stimme.

»Guten Morgen!«, wiederholt sie es lauter und tritt näher in den Raum. »Herr Schindelmeier? Philipp?!«

Philipp achtet auf jede Nuance in Ludmillas Stimme, doch auch wenn er hofft, in ihr eine Unsicherheit entdecken zu können, ist es immer die gleiche tonarme, unaufgeregte Geisterstimme. Er merkt, wie sie mit einer ihrer Waden an das Bettgestell anstößt, und nur wenige Bruchteile einer Sekunde später taucht ihr Gesicht in seinem Blickfeld auf.

»Was macht sie? Untersucht sie mich etwa? Müsste sie nicht viel aufgeregter sein?«, fragt er sich und überlegt, wie er wohl auf sie wirkt. Zusätzlich zu dem starren Blick an die Decke hat sich inzwischen genügend Speichel im Mund gesammelt, sodass dieser beginnt, an der einen Seite, zu der er seinen Kopf leicht geneigt hat, über seine Lippen aufs Kinn hinabzulaufen; ein Gefühl, das Philipp als unwürdig und ekelregend empfindet. »Aber wenn es hilft, sie zu überzeugen!«

Der Kampf mit sich selbst und die Gedanken rund um Ludmilla haben ihn so sehr abgelenkt, dass er nicht bemerkt hat, wie sie sich wieder aus seinem Blickfeld entfernt hat. »Sie muss sich leise entfernt haben! Ist sie noch im Raum? Mist! Wenn sie jetzt irgendwo steht, und ich mich jetzt bewege, dann ist alles vorbei! Ich will aufstehen! Ich muss aufstehen! Bleib liegen! Bleib liegen!«, schreit er sich innerlich an, beschwichtigt sich dann aber sogleich wieder, weil er sich sagt, dass er jede Bewegung, jedes Geräusch im Raum wahrnehmen müsse, um herauszufinden, wo Ludmilla steckt.

»Was macht sie eigentlich? Müsste sie mich nicht untersuchen? Vielleicht ruft sie schon einen Krankenwagen? Meint sie, das wäre eine Leichenstarre? Nein, der Speichel und der Atem! Sie ruft bestimmt einen Krankenwagen! Oder meinen Arzt! Der Arzt wäre toll. Dem kann ich was erzählen, wenn sie nicht dabei ist. Dass das alles nur gespielt ist und... Nein, besser sage ich ihm das nicht!

Wenn ich ihn einweihe, dann kann ich mir die Diagnose abschminken! Die Diagnose, die ich so sehr brauche! Der Brief! Der Brief im Schreibtisch! Beruhige dich, der ist sicher verwahrt! Du hast den Schlüssel! Ludmilla wird ihn nicht lesen! Aber was wird sie sonst so lesen? Da! Telefoniert sie? Ich meine, gerade etwas gehört zu haben! Doch jetzt?! Nichts!«

Philipp versucht angestrengt in den Raum zu hören, doch kein Geräusch dringt zu seinen Ohren. »Wie lange liege ich eigentlich schon hier? Kann ich mal schlucken? Oder würde mich das verraten, wenn sie noch anwesend ist? Ist Schlucken nicht ein natürlicher Reflex? Natürlich ist das ein natürlicher Reflex! Aber die Frage ist doch, ob dieser natürliche Reflex auch noch bei Alzheimer-Patienten funktioniert? Oder haben die den vielleicht sogar auch vergessen?«

Indem er sich diese Fragen stellt, muss er seine Beine in eine andere Position bringen, denn er merkt, wie das rechte beginnt zu krampfen.

»Jetzt ist es vorbei! Was mache ich, wenn sie noch im Raum ist? Ich... Nein, aah, der Krampf kommt! Spiel den Aufwachenden!«, hallt es durch seinen Kopf. »Spiel den Aufwachenden!«

Langsam bewegt er sich wieder, bringt zunächst sein rechtes Bein in eine andere Position, damit es sich entkrampft, wartet das Nachlassen des Schmerzes ab, rollt ein wenig mit den Augen, um mehr vom Raum mitzubekommen, doch in keiner Ecke, die er zu Gesicht bekommt, wartet Ludmilla. Immer mehr sieht er vom Raum, und als er sich den Speichelfluss auf seiner Backe mit dem Ärmel seines Schlafpullovers wegwischt, weiß er, dass Ludmilla nicht mehr im Zimmer ist.

»Denkt sie vielleicht, dass ich so schlafe? Mit weit aufgerissenen Augen, in einer Position, die nur weh tun kann?« fragt er sich, spürt, wie ihm der halbe Körper weh tut, geht ins angrenzende Badezimmer und wird den ekligen Pullover in den Wäschekorb los. Er stellt sich in die Dusche, was an diesem Morgen aufgrund des Krampfes im rechten Bein keine leichte Sache ist. Überall zwickt und zwackt es, und als er mit dem Duschen fertig ist, überlegt er kurz, ob er jetzt mit einem lauten Knall auf den Boden fallen soll.

»Was gibt es Überzeugenderes, als wenn ich nackt auf den Boden falle und bewusstlos bin?«, erinnert er sich daran zurück, wie ihn seine Tochter nackt und bewusstlos auf dem Badezimmerfußboden gefunden hat, stampft laut mit dem Fuß auf dem Boden, knallt zudem mit seiner Faust gegen die Kacheln der Wand und legt sich im Anschluss so leise wie es geht auf den Boden. Sogleich spürt er die Kälte der Platten, die er in seiner Planung übersehen hat, und während in seinen Körper diese unangenehme und auf seiner Haut wie kleine Nadelstiche brennende Kälte eindringt, fragt er sich, ob das so eine gute Idee gewesen ist.

Bis Ludmilla erscheint, vergehen endlose Momente, in denen sich Philipp sorgt, ob er nicht zu leise gewesen ist, doch als er ihre Schritte auf dem Boden hört, atmet er innerlich auf.

»Jetzt wird sie mich im Bad entdecken, in Panik geraten, sich zu mir auf den Boden schmeißen und mich untersuchen. Blute ich irgendwo?«, fragt er sich, doch dann muss er fast über sich selbst lachen, denn wie kann er bluten, wenn er sich zu diesem Sturz selbst hingelegt hat? »Da ist sie!« Ludmilla hat inzwischen die Tür zum angrenzenden Badezimmer aufgestoßen, und Philipp ahnt, dass sie ihn jetzt auf dem Boden liegen sieht. Er wartet darauf, dass sie näherkommt, doch nichts dergleichen passiert. Es vergehen kalte Augenblicke, in denen Philipp im Ungewissen bleibt, ob Ludmilla nun näher kommt oder nicht, als ihn eine Hand an der nackten Schulter berührt, und er sich so erschrickt, dass er am ganzen Körper zusammenzuckt.

»Mist! Verdammt!«, schreit es in seinem Körper.

»Ich warte unten!«, sagt Ludmilla, und Philipp hört, dass sie sich wieder aus den Knien nach oben drückt und das Badezimmer verlässt.

Für einen Moment bleibt er auf dem Boden liegen und ignoriert die übergreifende Kälte von den Platten, doch dann erkennt er, dass er entdeckt worden ist, müht sich nach oben, schaut sich im Spiegel an, ob alles in Ordnung ist, kann seinem eigenen Blick nicht begegnen und geht wie ein geprügelter Knabe, der beim Diebstahl entdeckt worden ist, ins Schlafzimmer zurück, zieht sich frische Kleidung an und wartet, bis der den Mut findet, runter zu Ludmilla zu gehen.

»Es gibt wohl keine Stelle an meinem Körper, die mir nicht weh tut!«, sagt er sich, setzt sich auf Bettkante und senkt den Blick auf seine Knie.

»Was sage ich ihr jetzt? Ich meine, wie hat sie entdeckt, dass ich ihr nur etwas vorspiele? Gut, sie wird schon andere Patienten gehabt haben! Aber ich habe doch auch Daciana und Evelyn überzeugen können! Irgendwas muss ich ja grundlegend falsch machen! Und was wird sie mir jetzt vorhalten?«

Da er sich die Fragen nicht alle beantworten und die Konfrontation mit Ludmilla nur aufschieben, aber keineswegs verhindern kann, entscheidet er sich zum schweren Gang nach unten, stößt sich vom Bett ab und verlässt das Zimmer. Oben auf der Treppe ahnt er bereits, dass sie am Küchentisch sitzt und auf ihn wartet.

»Soll ich einfach so tun, als wäre nichts geschehen? Kann ich die Sache aussitzen?«, fragt er sich ernsthaft und hätte sich beinahe zu dieser Vorgehensweise entschieden, doch als er sieht, wie sie mit dem Rücken zu ihm sitzt, steif, gerade, ihre beiden Hände den Kaffeebecher umfassend, ahnt er, dass er damit nicht durchkommen wird.

Ohne ein Wort zu sagen, geht er zum Schrank, entnimmt sich eine Tasse, schenkt sich Kaffee ein, atmet tief durch, umrundet den Tisch und setzt sich Ludmilla genau gegenüber. Die Sekunden, in denen sich beide anschweigen, sind für Philipp wie extra große Nadelstiche.

»Was in allen Gottes Namen bringt dich dazu, mir irgendetwas vorspielen zu wollen?«, packt Ludmilla ohne Umschweife alles direkt auf den Tisch, und auch wenn sich Philipp die eine oder

andere schwammige Antwort zurechtgelegt hat, muss er in diesem Moment zugeben, dass er völlig überführt und dingfest gemacht wird.

»Ich...ich wollte...«, stammelt er, doch ihm fallen keine ganzen Sätze ein; immer wieder durchfahren ihn groteske Bilder, die er nicht zu deuten weiß.

»Seit zwei Tagen bin ich bei dir zu Hause! Deine Tochter hat mich angestellt, weil ich dir im Haushalt helfen und dabei aufpassen soll, dass dir nichts passiert, weil du in letzter Zeit mehrere Anfälle und auch Zusammenbrüche gehabt hast. Ich für meinen Teil bin diese Aufgabe mit dem nötigen Ernst angegangen! Ich habe am ersten Tag beobachtet, wie du lebst, wie du wohnst, wie du dich gibst, damit ich dir keine Freiräume beschneide. Aber schon am zweiten Tag gehst du an die Decke, weil ich dir Kaffee gemacht und die Zeitung hereingeholt habe! Wenn du das selbst machen möchtest – bitte! Ich muss nicht alles machen! Und dass du in der prallen Sonne draußen arbeiten willst, obwohl du bei einem Zusammenbruch sicherlich nicht den stabilsten Kreislauf hast – das ist doch alles andere als schlau. Und dabei dachte ich bisher, dass du ein kluger Mann bist! Aber du scheinst strunzdumm zu sein!«

Inzwischen redet sie mit einer solchen kalten Bestimmtheit in ihrer Stimme, dass Philipp sich gar nicht mehr getraut, auch nur ein Wort zu sagen. Nach einer kurzen Pause geht es dann auch weiter.

»Ich fasse es nicht! Mir etwas vorzuspielen! Ich habe deine Quengeleien gestern ertragen und habe mich heute gefragt, warum du so lange schläfst. Als ich ins Zimmer reinkomme und dich so seltsam verkrampt im Bett liegen sehe, dachte ich zunächst, dir sei wirklich was passiert. Aber dann habe ich deine Augen gesehen! Du hast zwar anscheinend an die Decke gestarrt, aber so bewegen sich keine Augen, die starr sind oder gerade schlafen! Niemals! Und dann deine anderen Bewegungen! Du hast viel zu ruhig geatmet! Und selbst wenn du geschlafen hättest, was ich für sehr seltsam gehalten hätte, dann wäre es nicht schlimm gewesen. Das hätte ich übergangen, weil es durchaus peinlich ist, so dazuliegen und zu sabbern! Aber als du dann im Bad auf dem Boden lagst und ich den Braten gerochen habe, dachte ich im ersten Moment, dass ich dir gleich da oben schon die Leviten lesen sollte. Doch du warst nackt und ich wollte es nicht peinlicher machen, als es sowieso schon ist!«

Stille. Philipp schaut auf seinen Kaffee, Ludmilla versucht in seinem Betragen zu entschlüsseln, was das Ganze soll.

»Was ich nicht verstehe... ich meine, warum machst du das, Philipp?«

Keine Antwort.

»Waren die anderen Zwischenfälle auch alle gespielt? Und wenn ja, was willst du damit erreichen?«, versucht es Ludmilla mit einer verständnisvolleren Wortwahl, doch ihre Stimme ist so schneidig, dass selbst Liebesbekundungen wie heillose Verwünschungen geklungen hätten.

»Sag endlich was!«, faucht sie ihn daher auch nach einigen Momenten an, während er weiterhin auf seinen Kaffee blickt. In der Zwischenzeit hat er für sich entschieden, dass er dieses Verhör – denn nichts anderes ist es für ihn – aussitzen wird, ohne Antwort, ohne Zugeständnis, ohne Aufblicken, ohne jedwede Kommunikation. Standpauke abholen, dann aufstehen und gehen. Alles Weitere will er dann später sehen.

»In Ordnung! Wenn du nicht mit mir reden willst, rede ich weiter! Scheint ja sowieso besser zu sein, wenn du mal ausnahmsweise nichts simulierst! Wie du sicherlich vor zwei Tagen mitbekommen hast, haben wir beide einen Vertrag auf Probe miteinander geschlossen. Den kann ich für mich natürlich auch auflösen. Eine Ausrede wird mir bei der Firma schon einfallen. Ist nicht ungewöhnlich, dass man merkt, dass die Chemie nicht stimmt, oder so ein Quatsch, der mir gerade einfällt. Hast du mich verstanden, Philipp! Ich packe jetzt meine Sachen und bin dann aus deinem Haus verschwunden! Denn ich glaube, dass es da draußen andere Menschen gibt, die mich viel eher brauchen als ein Simulant, der noch nicht einmal genug Mumm in den Knochen hat, mir zu sagen, warum er die ganze Chose abzieht, nachdem er entdeckt worden ist!«

Ludmilla wartet noch einige Augenblicke, ob sich Philipp nicht doch zu einer Reaktion verleiten lässt, doch als sie merkt, dass er zu keiner Reaktion zu bewegen ist, steht sie auf, lässt ihren halb gefüllten Kaffeebecher stehen und ist aus der Küche verschwunden. Als er hört, dass sie im oberen Stockwerk ihre Sachen zusammensucht, trinkt er das erste Mal von seinem Kaffee, der inzwischen nur noch lauwarm ist.

Wie lange es dauert, bis Ludmilla ohne ein weiteres Wort des Abschieds aus dem Haus verschwindet, merkt Philipp nicht, doch als die Türe ins Schloss fällt, sieht er, dass er seinen Kaffee ausgetrunken hat, steht auf, geht zur Kaffeemaschine, schenkt sich nach, und als er bei seiner Drehung in den Raum einen Blick aus dem Küchenfenster in Richtung Straße wirft, sieht er die kopfschüttelnde Ludmilla, die keine Sekunde später in ihrem Auto verschwindet und für immer davon fährt.

»Jetzt beginnt der heiße Tanz mit meiner Tochter!«, fällt ihm spontan ein, und es ist, als hätte der Fortgang von Ludmilla eine Gedankenbremse gelöst. »Was erzähle ich ihr nur? Ich meine, wenn ich ihr die Wahrheit erzähle, zerreißt sie mich in der Luft. Zuerst Daciana, dann Ludmilla! Als nächstes Evelyn?«

Indem er sich mit dem Kaffeebecher zu seinem eigentlichen Sitzplatz am Frühstückstisch begibt, wird er Ludmillas Tasse gewahr, die er in die Spüle räumt. Sich auf den Stuhl setzend, auf dem sie ihm die Standpauke gehalten hat, blickt er durch das Fenster nach draußen, merkt, dass er die Zeitung noch nicht reingeholt hat, steht auf, tritt nach draußen, grüßt einen Nachbar, der die Straße mit dem Fahrrad entlangfährt, geht hinein und liest seine Zeitung, die Welt um sich herum für einige Momente vergessend.

* * *

»Bitte versteh mich doch, Engell«, versucht Philipp erneut gegen den Wortschwall seiner Tochter, der aus dem Hörer an sein Ohr dringt, anzureden. »Ich habe...Nein, das habe ich nicht! Hörst du mir nicht zu, ich... Nein! So ist es nicht gewesen! Ich...«

Er knallt den Hörer auf die Gabel, weil er spürt, dass er in der Folge des Gesprächs irgendetwas gesagt hätte, was er sogleich bereut hätte. Da er aufgelegt hat, überlegt er kurz, ob er seine Tochter anrufen soll, doch dann entscheidet er sich dagegen und wartet, bis sie sich wieder meldet.

»Sie muss sich beruhigen! Ludmilla ist von selbst gegangen! Da kann ich doch nichts dafür, dass sie sich nicht den Regeln in diesem Haus unterwerfen will! Immerhin lebe ich schon seit so vielen Jahren in diesem Haus! Und wie lange war diese Ludmilla hier? Zwei Tage! Pah! Alles Mumpitz!« Das Telefon klingelt erneut, und Philipp wartet, bis er auf der Anzeige die Nummer entziffert hat, die seltsamerweise nicht die seiner Tochter ist.

»Schindelmeier?!«, sagt er etwas verdutzt am Telefon.

»Anneliese Noll!«, dringt es aus dem Hörer zurück, und Philipp braucht einige Momente, ehe er erkennt, dass es seine Nachbarin mit dem leckeren, unwiderstehlich duftenden Braten ist. »Alles in Ordnung bei dir, Philipp?«

»Ja, natürlich, Anni! Ich habe mich gerade ein wenig mit meiner Tochter in den Haaren und warte auf ihren Anruf. Irgendwie hat sie aufgelegt, und ich hoffe, dass nur die Verbindung getrennt wurde. Ansonsten stehen mir heiße Tage bevor! Du weißt, wie Evelyn reagiert, wenn sie sauer ist!«

»Ja, nun, Philipp!«, überspielt Anneliese den Moment, indem sie ausweichend antwortet.

»Eigentlich rufe ich an, weil ich dich etwas fragen wollte!«

»Schieß los!«, sagt Philipp.

»Was?«, kommt es erschrocken zurück. »Ach so, Schieß los! Jetzt habe ich es verstanden!«, sagt sie und lacht schüchtern, etwas hilflos. Philipp fühlt sich wieder besser. »Also, ich habe doch übermorgen Geburtstag, und Heribert hat sich über meinen Wunsch hinweggesetzt und eine kleine Feier in der Nachbarschaft organisiert. Jetzt habe ich überlegt, wen ich noch alles gerne einladen würde!«

»Ich komme gerne!«, meint Philipp entschieden und gibt seiner Nachbarin etwas Sicherheit zurück.

»Das ist nett! Wirklich, Philipp, ich freue mich!«

»Braucht ihr Hilfe bei der Organisation? Ich habe zwei starke Hände – wenn auch nicht mehr so kräftig wie früher!«, sagt er und hört, wie sie wiederum nur schüchtern und zurückhaltend lacht.

»Nein, danke. Heribert hat schon fast alles beisammen. Es wird auch nichts Großes. Ich werde ein, zwei Kuchen backen...«

»Und Braten machen!«, denkt sich Philipp und seine Gedanken schweifen bereits ab.

»...und wenn ich ganz viel Lust habe, gibt es vielleicht auch frische Waffeln. Magst du frische Waffeln, Philipp?«, fragt Anneliese, doch Philipp kann nur an ihren Braten denken, sodass er sich mit einem kurzen Ja retten muss.

»Dann schaue ich mal. Sahne und heiße Kirschen sind ja kein großer Akt. Ich denke, es sollte frische, heiße Waffeln geben. Magst du Eis dazu?«

»Wie bitte?«, fragt Philipp und merkt, dass er mit den Gedanken ganz woanders gewesen ist. »Reiß dich zusammen! Noch ein paar Sätze!«, sagt er zu sich selbst.

»Ob du Eis zu den Waffeln magst? Vanilleeis oder...«

»Vanilleeis ist super!«, sagt Philipp und spürt eine seltsame Bewegung in seinem Körper, ehe sie sich verabschiedet und er den Hörer auflegt.

Freudig geht Philipp durch das Haus, sucht in seinem Bücherregal nach einem interessanten Buch, findet eines, das er Anneliese schenken wird – so macht er es jedes Mal, wenn sie ihn zum Geburtstag einlädt, und jedes Mal hat sie sich bisher darüber gefreut.

Als er das Buch findet und es auf den Beistelltisch zur Couch legt, um den Geburtstag und das Geschenk auf keinen Fall zu vergessen, erinnert er sich, wie er Anneliese seit Jahren mit wachsendem Interesse hat altern sehen, denn sie strahlt mit ihren silbergrauen Haaren eine Alterswürde aus, die für Philipp seinesgleichen sucht.

»Wie lange habe ich darüber nicht mehr nachgedacht?«, fragt er sich und kommt zu dem Schluss, dass er seit dem Tod Luises jedwedes Gefühl für Frauen verloren hat, keinen Antrieb mehr spürt, weibliche Gesellschaft zu suchen – »mal ganz davon abgesehen, dass ich gar nicht mehr wüsste, wie das geht! Das mit dem Kennenlernen und dem Sichanfreunden!«

Philipp muss sich hinsetzen; die Gedanken wandern ihm derart einnehmend durch den Kopf, dass er die Zeit verliert. Je länger er darüber nachdenkt, desto irrealer wird ihm seine gesamte Situation, sie verschwimmt in einer Vermischung aus Verlustangst, Verlorensein und einer Antriebslosigkeit, aus der er heraus auf der Couch sitzt und merkt, wie er langsam müde wird, sich ausstreckt und einnickt.

Er erwacht erst, als das Telefon klingelt.

»Lass es doch klingeln!«, sagt er sich im ersten Moment, ein wenig sauer, weil er geweckt worden ist. Doch dann fällt ihm Evelyn ein, sodass er sich nach oben stemmt und ihm sogleich schwindelig wird. Als er dann endlich das Telefon erreicht, hat es bereits seit einiger Zeit aufgehört zu läuten. Er nimmt den Hörer ab, sucht im Display nach dem Anruf, hangelt sich mit trübem Blick durch die Menüs, und als er erkennt, dass es nicht seine Tochter gewesen war, sondern eine fremde Nummer, denkt er zunächst an Anneliese, doch als er die neue Nummer mit der vorherigen vergleicht, merkt er, dass sie nicht die gleichen sind.

»Wer will denn was von mir?«, fragt er sich, zuckt kurz zusammen, weil ihm der Brief in den Sinn kommt, der weiterhin in seinem Schreibtisch verwahrt liegt, und sucht nach einer Lösung.

»Vielleicht im Telefonbuch!«, sagt er sich und greift das dicke Stadttelefonbuch, in dem auch die umliegenden Ortschaften aufgeführt sind, schlägt kurz nach, wie viele Nummern oder Seiten er überprüfen müsse, und entscheidet sich gegen diese Sisyphusarbeit.

»Wie bekomme ich nur den Anrufer heraus, ohne dass ich ihn selbst zurückrufen muss?«, fragt er sich weiter, überlegt kurz, ob er die Auskunft anrufen soll, doch dann sagt er sich, dass die ihm bestimmt keine Auskunft geben werden. »Warum sollten die auch! Hat doch was mit Privatsphäre zu tun, oder nicht?! Andererseits, wenn es eine öffentliche Nummer ist, dann...«

Während er überlegt, geht er im Zimmer auf und ab, schaut in den Garten hinaus, sieht, dass es leicht nieselt, und findet einfach keine Lösung.

»Am Ende ist am einfachsten, dass ich entweder darauf warte, noch mal angerufen zu werden, oder ich rufe selbst zurück. Beides ist gleich ungewiss! Und eigentlich muss ich mich doch vor nichts fürchten, oder?«

Als er sich diese Frage beantwortet hat, sucht er die Nummer erneut heraus, drückt auf die Rückruftaste, hält den Hörer an sein Ohr und wartet das Tuten ab.

»Guten Tag, hier ist ... Vermittlungsfirma...!« Die Frau am Telefon spricht so schnell, dass Philipp nur die Hälfte versteht. »Ist Frau ... Fedorova ... sprechen?«

»Fedorova wer?«, fragt Philipp, sichtlich verwirrt.

»Ludmilla ...! Ist sie ... sprechen?«

»Ach, Ludmilla meinen Sie!«, versteht Philipp nun und sogleich spürt er, wie sein Puls in die Höhe schnellte. »Es wäre sehr angenehm, wenn Sie weniger schnell sprechen würden. Sie müssen verstehen, dass ich ein alter Mann bin, der Ihnen nicht mehr folgen kann, wenn Sie so schnell reden.«

»Entschuldigung! Ist Ludmilla Fedorova zu sprechen?«, fragt die Frau am Telefon erneut und betont die Silben nun so sehr, dass Philipp eine Ahnung davon bekommt, wie Menschen mit anderen Menschen sprechen, die für schwer von Begriff gehalten werden.

»Nein, Frau Fedorova ist nicht zu sprechen!«, sagt Philipp und bleibt bestimmt, aber keineswegs unfreundlich.

»In meinen Unterlagen steht, dass Frau Ludmilla Fedorova Ihnen als Ganztagsbetreuung zugeteilt wurde! Sie sind doch Philipp Schindelmeier, oder nicht?«

»Richtig! Ich bin Philipp Schindelmeier! Und Frau Fedorova können Sie nicht sprechen, weil...«

»Warum nicht?«, schießt es aus dem Hörer in einer Feindseligkeit, die Philipp nicht nur überrascht, sondern geradezu schockiert.

»Weil Frau Fedorova im Moment nicht anwesend ist!« sagt Philipp und lügt nicht einmal.

»Wo ist sie denn?«

Die Sprache der Frau wird wieder schneller.

»Das weiß ich doch nicht! Frau Fedorova ist nicht verpflichtet mir zu sagen, wo sie hingeht. Sie ist eine erwachsene Frau, die...«

»Sie haben also ... Ahnung, wo sich Frau Fedorova... aufhält?«

»Bitte?«

»Sie wissen ... wo Frau ... ist?«

»Nein, ich weiß nicht, wo Frau Fedorova ist!«, schreit Philipp in den Hörer und schmeißt diesen sogleich mit Macht auf die Gabel, dass der Hörer nach dem Aufkommen einen zweiten, kleinen Satz wieder nach oben macht, ehe er ganz aufliegt.

»Ist es denn zu glauben! Was erlaubt sich diese Halsabschneiderfirma eigentlich?! Erst schicken sie mir einen Hausdrachen, der nichts anderes im Sinn hat, als hier das Regiment zu übernehmen und dann stellen sie auch noch so bescheuerte Fragen! Und als ob das nicht schon die Krönung wäre, wird man von einer hyperventilierenden Person angerufen, die es schafft, vier Worte in einem einzigen auszusprechen!«

Er spürt seinen Pulsschlag in seiner Halsschlagader heftig pochen und sagt sich, dass er sich für einige Momente hinsetzen müsse, was er auch macht. Indem er seinen Blick nach draußen richtet und dem Nieselregen folgt, beruhigt er sich langsam.

Der Nieselregen in seinen verschiedenen Formen, die vom Wind erschaffen und verworfen werden, fasziniert ihn so sehr, dass er aufsteht, zur Türe geht, sie öffnet und nach draußen in den Regen blickt. Er spürt den kühlen Wind, der dem Tag sein düsteres Abbild verleiht, merkt, wie einige der kleinen nadelstichartigen Regentröpfchen seine Haut berühren und tritt ein paar Schritte hinaus, direkt in den Regen, den er mit ausgestreckten und nach oben gedrehten Handflächen auffängt.

»Was machst du da, Papa?«, schreit mit einem Mal eine Stimme ganz in der Nähe.

»Evelyn?«, fragt sich Philipp und wundert sich selbst darüber, dass er mit ausgestreckten Armen vor der Haustüre im Regen steht.

»Komm mit ins Haus! Du wirst ja sonst ganz nass! Und morgen hast du dann eine Lungenentzündung!«, schimpft Evelyn, nachdem sie die Türe ihres Wagens zugeschmissen hat. Sie zieht ihren Vater im Laufenden ins Haus zurück, wo sie hinter sich die Türe schließt.

»Warte hier, ich hole dir ein paar Handtücher!«, sagt sie und verschwindet auch gleich wieder.

Philipp ist so verwundert darüber, dass er das Vorfahren des Wagens seiner Tochter nicht mitbekommen hat, sodass er einfach nur wartet, bis Evelyn mit den Handtüchern wiederkommt. Bis zur zweiten Treppenstufe kommt sie hinab, wirft dem verdutzten Vater die Handtücher zu,

und während Philipp Mühe und Not hat, die Handtücher zu fangen, hört er, wie sie sagt, dass sie noch ein paar trockene Klamotten aus seinem Schlafzimmer holen geht.

Philipp trocknet sich indessen mit den Handtüchern ab, streift Schuhe, Socken, Hose und Hemd ab, stellt sich auf ein Handtuch und legt die frische Kleidung an, die Evelyn von der oberen Etage mitbringt.

»Was ist nur in dich gefahren?«, will Evelyn wissen und schnauft ganz schön, als sie ihrem Vater die nassen Haare trocken rubbelt.

»Ich wollte...«, beginnt er, doch dann fällt ihm selbst kein Grund ein, den er vorbringen kann. »Ich habe keine Ahnung! Ich weiß es wirklich nicht. Vielleicht wollte ich einfach nur spüren, wie sich der Regen nach den ganzen Tagen ohne Regen anfühlt!«, versucht er eine Erklärung zu finden, die Evelyn aber keineswegs überzeugt.

»Hast du nicht mitbekommen, wie ich mit dem Auto vorgefahren bin? Du schienst so überrascht zu sein, als ich dich gerufen habe!«

»Ich weiß es nicht, Evelyn! Ganz ehrlich! Du hast mich gerufen, und dann habe ich dich gesehen! Davor? Keine Ahnung, wirklich!«, sagt er und bemerkt eine aufkommende Angst in seinem Innern, die er nicht so recht zuordnen kann. »Übermorgen feiert Anneliese ihren Geburtstag! Sie hat mich heute eingeladen und...«

»Ist ja alles schön und gut, Papa! Aber dass Anneliese Geburtstag hat, interessiert mich gerade mal gar nicht. Was ist mit Ludmilla gewesen?«

»Was soll schon mit ihr gewesen sein? Wir haben uns gestritten, und dann hat sie entschieden, dass es besser wäre, wenn sie gehen würde!«

»Sie hat einfach entschieden, dass sie geht? Ohne Rücksprache mit mir zu halten?«, sagt Evelyn erbozt, und Philipp spürt an dieser Aussage, dass noch nicht entschieden ist, auf wen Evelyn sauer ist. »Erzähl mir mal genau, was passiert ist!«

»Eigentlich gar nicht so viel. Es war nur, dass ich mich bei ihr darüber beschwert habe, dass sie mir alle Arbeiten abgenommen und mich so behandelt hat, als wäre ich ein bettlägeriger, alter Mann, der nicht einmal selbständig essen kann! Ich wollte von ihr nur, dass sie mir das zugesteht, was ich gerne machen möchte, und alles darüber hinaus dann von ihr erledigt wird!«

»Und deswegen ist sie von dem einen auf den anderen Moment gegangen?«, fragt Evelyn ungläubig.

»Es mag vielleicht nicht so sehr an den Tatsachen gelegen haben, aber Ludmilla ist schon eine sehr temperamentvolle Frau, die es nicht haben kann, wenn sich jemand über ihre Regeln hinwegsetzt. Und was sie fuchsteufelswild gemacht hat, war die Tatsache, dass ich ihr meine eigenen Hausregeln vorgesetzt habe, die sie als Fremde in meinem Haus zu beachten habe!«

»Das ist alles? Das glaube ich nicht!«

»Ich kann es doch selbst nicht glauben! Ich wusste ja schon, dass es keine leichte Zeit werden wird, aber als wir gestern klar abgesprochen haben, dass ich Kaffee mache und die Zeitung reinhole, und sie beide heute Morgen schon wieder gemacht hat, ist mir die Hutschnur geplatzt!«

»Dir ist die Hutschnur geplatzt, weil sie Kaffee gemacht und die Zeitung hereingeholt hat?«, fragt Evelyn, und Philipp merkt, dass diese Diskussion droht in die falsche Richtung zu laufen.

»Das war nur der Auslöser für den Streit heute Morgen. Aber du hast Recht! Ja, darüber haben wir gestritten. Und dann kamen all die Dinge zur Sprache, die gestern falsch gelaufen sind. Du kannst dir gar nicht vorstellen, was an dem einen Tag alles nicht funktioniert hat!«

»Das kann ich mir wirklich nicht vorstellen!«, erwidert Evelyn, und Philipp hat das Gefühl, jetzt die Keule auspacken zu müssen.

»Und dann hat sie mir gedroht!«, sagt er mit größtmöglicher Entrüstung und ahnt um die Wirkung seiner Worte.

»Sie hat dir gedroht?«, fragt Evelyn weiterhin skeptisch, aber Philipp sieht, dass er sie mit dieser Taktik auf seine Seite zurückziehen kann.

»Ja, sie hat mir gesagt, dass sie mir das Leben zur Hölle machen wird, wenn ich dir unsere Streitereien erzählen würde. Du wärst diejenige, die sie überzeugen müsse, hier bleiben zu dürfen, und ich wäre nur eine kleine Made in dem Spiel, die ab und an mal was zu essen bekommt!«

»Das hat sie nicht gesagt, oder?« Es ist das oder, was Philipps Herz Luftsprünge machen lässt.

»Nicht mit diesen Worten. Aber das mit der kleinen Made und dem Essen hat sie gesagt. Sie wollte damit sagen, dass...«

»Ich kann mir vorstellen, was sie damit sagen wollte!«, meint Evelyn, und Philipp merkt, wie seine Tochter versucht, die Situation einzuschätzen. »Dann werde ich jetzt mal zu dieser Firma fahren und den Geschäftsführer zur Rede stellen, was sich denn seine Angestellte erlauben würde!«

»Was willst du?«, fragt Philipp erschrocken und ärgert sich ungemein, dass er diesen Schritt nicht vorhergesehen hat.

»Ich werde mich über diese Ludmilla beschweren und verlangen, dass das Geld für diesen Monat nicht abgerechnet wird. Vielleicht geben die mir sogar eine kleine Entschädigung, die...«

»Warte!« sagt Philipp und hält seine Tochter am Arm fest, die bereits auf dem Weg zur Haustüre ist.

»Was denn?«, sagt sie mit erboster Miene.

»Warte, Engel. Die Firma hat mich doch schon angerufen!«

»Ach so?!«

»Ja, die haben sich dafür entschuldigt, wie es gelaufen ist, und glauben, dass es sich um ein Missverständnis handelt!«

»Um ein Missverständnis?«, regt sich Evelyn sogleich auf.

»Ja, um ein Missverständnis. Sie haben auch gesagt, dass Ludmilla in Tränen aufgelöst in der Firma erschienen wäre, und direkt gesagt habe, dass es ihr leidtäte, weil sie es so verbockt habe. Das Geld würden sie natürlich nicht abbuchen, und auch der Vertrag sei damit ungültig!«, lügt Philipp und hofft für sich selbst, dass er sich an diese Worte später noch erinnert, denn er wird sich um diese Punkte kümmern müssen, damit es so ausgeht, wie er es gerade beschrieben hat.

»Dennoch sollte ich da mal vorbeifahren und dem Geschäftsführer vis-à-vis erzählen, was da mit seinen Mitarbeitern schief läuft!«

»Lass das bitte!«, sagt Philipp und schaut fest in Evelyns Augen. »Reg dich nicht auf, Engel. Es ist vorbei. Wir sind diesen Test angegangen und müssen feststellen, dass es nicht geklappt hat. Aber das heißt nicht, dass wir uns jetzt noch weitere Gedanken darüber machen müssen. Was wir jetzt viel eher brauchen, sind neue Ideen. Darauf sollten wir uns konzentrieren!«

»Wahrscheinlich hast du recht, Papa!«, meint Evelyn unentschlossen, und Philipp hofft, dass er damit diese steile Klippe umschiff hat.

Da Philipp nichts sagen will, was an dem momentanen Diskussionsstand etwas verändert, schweigt er und wartet darauf, dass Evelyn das Gespräch weiterführt.

»Wir werden uns am Ende doch noch mal mit dem Seniorenheim beschäftigen müssen!«, schwenkt sie das Thema.

»Nein, nein und nochmals nein!«, reagiert Philipp sogleich allergisch auf diesen Themenwechsel. »Wir haben das gemeinsam besprochen, haben gemeinsam entschieden und werden jetzt nicht die Diskussion von vorne beginnen!«

»Zunächst einmal haben wir das Thema weder gemeinsam besprochen noch gemeinsam entschieden, sondern du warst von Anfang an dagegen und hast uns gar nicht darüber diskutieren lassen! Also verzerr' bitte nicht die Wahrheit, wenn du schon so elektrisch reagierst!«, giftet Evelyn zurück.

»Ich reagiere doch gar nicht elektrisch!«, wehrt sich Philipp. »Aber ich muss doch...«

»Du musst gar nichts, Papa!«, unterbricht Evelyn ihren Vater so energisch, dass dieser einhält. »Du musst gar nichts, Papa!« wiederholt sie ihren Satz mit einem deutlich zurückgefahrenen Tonfall.

»Wir sitzen doch beide im gleichen Boot! Du willst nicht, dass dir etwas passiert, was du nicht willst, und das will ich doch auch nicht. Jetzt haben wir das mit der Ganztagsbetreuung ausprobiert, und auch wenn ich nicht grundsätzlich diese Möglichkeit verwerfen will, so hat uns dieser Versuch dennoch gelehrt, dass du noch nicht so pflegebedürftig bist, als dass du eine ständige Hilfe brauchst. Aber welche Möglichkeiten bestehen denn sonst? Ich meine, denk mal an den Moment, als ich dich im Badezimmer gefunden habe! Wie lange hättest du da wohl gelegen, bis dich einer gefunden hätte? Wärest du von alleine aufgewacht? Vielleicht! Vielleicht aber auch nicht! Kannst du

dir nicht vorstellen, welche Sorgen ich mir um dich mache! Jeden Tag, seitdem Mama gestorben ist?»

Nun stehen Tränen in Evelyns Augen, und Philipp kann kaum noch hinsehen. Da er mit der Situation überfordert ist, verharrt er in seiner Position und wartet, bis sich Evelyn von selbst ein Taschentuch aus ihrer Handtasche sucht, schnäuzt und die Tränen aus ihren Augen reibt.

»Wir müssen zu einer Lösung kommen, Papa! Ich kann auf keinen Fall bei dir einziehen! Streich dir das aus deinem Kopf, auch wenn du immer noch hoffst, dass das möglich ist!«

»Damit habe ich schon abgeschlossen!«, lügt Philipp intuitiv.

»Auch wenn ich das nur zu gern glauben würde, wirst du dich damit anfreunden müssen, dieses Haus aufzugeben. Entweder kannst du in meine Nähe ziehen, oder wir suchen dir eine andere Möglichkeit. Neben den Seniorenheimen gibt es noch andere Varianten, zum Beispiel das betreute Wohnen in einer Altersgemeinschaft, oder...«

»Du meinst eine Wohngemeinschaft für alte Menschen?«, fragt Philipp und ist erstaunt, dass er davon noch nie etwas gehört hat.

»Das habe ich auch erst vor kurzem erfahren. Es gibt Wohnung, in denen leben einige ältere Menschen zusammen, die noch rüstig sind, sich aber gegenseitig Hilfe stellen und auf die jeweilig anderen aufpassen! Wäre das nichts für dich?«

Philipp ahnt, dass er zu viel von sich preisgegeben hat und nun dasteht, als wäre dieser Vorschlag eine Option, über die er nachdenken möchte. Aber genau das Gegenteil ist der Fall, denn für ihn bleibt klar, dass er nur den Einzug seiner Tochter akzeptieren kann – oder er bleibt allein.

»Dafür müsste ich das Haus aufgeben?«, sagt er in einem Tonfall, der ätzender kaum sein kann.

»Schon – aber du ziehst in ein anderes Haus, in dem...«

»Ich gebe dieses Haus nicht auf!«, ätzt er weiter. »Dieses Haus habe ich mit meinen eigenen Händen geplant und mit meinen eigenen Händen aufgebaut. Hier drin habe ich mit deiner Mutter fast alle Ehejahre verbracht, hier bist du groß geworden! Wie kannst du von mir einfach so verlangen, dass ich dieses Haus aufgeben soll, um mit ein paar anderen alten Menschen in einer fremden Umgebung zu wohnen? Hast du denn kein Mitgefühl?«

Evelyn ist geschockt von der wüsten Attacke ihres Vaters, die sie nach dem eben gezeigten Interesse nicht erwartet hat.

»Ich will dir doch nicht dein Haus streitig machen, sondern...«

»Und was willst du dann? Letzten Endes laufen deine Vorschläge darauf hinaus, dass ich hier ausziehen soll! Nicht wahr?!«

»Aber du musst das Haus doch deswegen nicht aufgeben!«

»Was soll es denn dann? Leerstehen? Möbliert, damit ich es mir jeden Sonntag anschauen kann, wenn ich Ausgang habe?«

»Altersheime oder betreutes Wohnen sind doch keine Gefängnisse, wo man Ausgang bekommt!«, erwidert Evelyn mit Unverständnis.

»Ach nein! Und wie war das mit Eckhart?«

»Was ist mit Eckhart? Wer ist überhaupt Eckhart? Und was war mit ihm?«

»Den haben sie eines Tages abholen und zum Altersheim bringen lassen. Wie groß hat er uns allen versprochen, dass er sich jede Woche melden wird. Nicht einen Brief haben wir erhalten! Nicht einen Anruf! Die haben ihn bestimmt ans Bett gefesselt und unter Drogen gesetzt, damit er sich nicht wehrt!«

»Wo hast du diesen Unfug denn her?«

»Das melden sie doch alle Nase lang! Überall hört man von den schlechten Bedingungen in den Altersheimen und wie die Menschen dort wie Vieh behandelt werden, damit die Gewinne weiter steigen können. Stillgelegte Menschen brauchen keine Betreuung, nur Drogenverabreicher, und damit kann man am Personal sparen und der Betreiber reibt sich den fetten Wanst, den die armen Menschen auch noch füttern!«

»Ist das also deine Sorge? Nicht, dass du das Haus aufgeben musst, sondern...«

»Nein, auch das Haus. Evelyn, versteh doch bitte! Ich bin ein alter Mann, zugegeben. Aber ich fühle mich so gut, als wäre ich fünfzig. Gut, der Zusammenbruch im Badezimmer. Da magst du Recht haben! Aber ich will nicht den ganzen Tag unter Drogen eingesperrt sein und vom Fernseher berieselt werden, nur um irgendwem die Kassen vollzuspülen. Im Übrigen, mit dem Erlösen aus dem Verkauf dieses Hauses muss ich das zahlen, denn wenn ich noch lange leben sollte, wird es für dich unumgänglich sein, das Haus zu verkaufen!«

Nachdem Philipp seine Rede beendet hat, entsteht ein merkwürdiges Schweigen zwischen den beiden, das Philipp umso mehr hasst, weil er kaum abschätzen kann, in welche Richtung es sich entwickeln wird. Evelyn geht derweil ein paar Schritte umher, sucht ab und an den Blickkontakt zu ihrem Vater, schaut die Treppe nach oben, das er als Zeichen ihrer Erinnerung an ihre Jugend deutet, bleibt stehen, fasst sich an die Stirn und denkt nach.

»All das ändert nichts an der Ausgangssituation, zu der wir bisher keine Lösung gefunden haben, die allen gerecht wird! Daher sage ich dir jetzt, was ich meine, ohne hinter dem Berg zu halten!«

Sofort stellen sich bei Philipp alle Nackenhaare auf.

»Ich gebe dir jetzt noch eine Woche Zeit, eine Entscheidung zu treffen, mit der du leben kannst. Wenn du keine Entscheidung triffst, werde ich sie treffen, und notfalls werde ich sie gerichtlich durchsetzen! Ich weiß, dass das zwischen uns vieles zerstören wird, aber ich kann und will nicht riskieren, dass du dein Leben aufs Spiel setzt, nur weil du zu dickköpfig bist, um Abstriche in deinem Leben zu machen. Wach auf, Papa! Mama ist nicht mehr am Leben! Kapiere endlich, dass das, was du dir für dein Alter erträumt hast, nicht mehr in Erfüllung gehen wird!«

Sie pausiert kurz und spürt, dass diese Worte bei ihrem Vater ankommen.

»Luise ist seit zwei Jahren tot, Papa. Du aber bist gesund und wirst sicher noch zehn, vielleicht noch zwanzig Jahre leben. Das ist eine sehr lange Zeit. Je eher es dir gelingt, wieder festen Boden unter den Füßen zu bekommen, desto leichter wird es dir fallen, in Würde und ohne Risiko zu altern. Mama würde es sicherlich nicht anders wollen!«

Evelyn beißt sich auf die Unterlippe und sucht mit ihrem Blick die kleinen Gesten ihres Vaters, die andeuten sollen, dass er es dieses Mal verstanden hat. Diesen Appell an sein Leben, den sie nicht aussprechen wollte, aber nun musste.

»Mach dir bitte ein paar Gedanken dazu, und wenn ich...«, leitet sie, da Philipp weiterhin keine Reaktion zeigt, ihren nächsten Satz ein, als das Telefon klingelt. Als wäre ihr Vater ein mechanischer Roboter, dreht er sich zum Telefon um, hebt den Hörer ab und schafft es gerade noch seinen Namen zu nennen. Kaum dass er die ersten Sätze gehört hat, wird er wacher.

»Morgen um elf Uhr? In ihrer Praxis? Ja, kein Problem, ich werde kommen!«, sagt er, legt auf, und Evelyn fragt ihn, ob dies die Praxis von Dr. Hoppert gewesen ist.

»Ja, das war die Praxis. Ich soll morgen um elf vorbeischauen, denn die Ergebnisse meiner Tests sind da!«

»Morgen um elf?! Da kann ich nicht!«

»Es sind ja auch meine Ergebnisse!«

»Aber ich wäre gerne dabei! So kurzfristig finde ich mit Sicherheit keinen Ersatz!«

»Ich bekomme das schon alleine hin!«, meint Philipp mit kalter Stimme, auf die er im Moment nicht mehr achtet. Kaum, dass er es ausgesprochen hat, spürt sie die abweisende Kälte.

»Dann lass dir bitte etwas Schriftliches mitgeben, Papa!«

»Kann ich machen!«

»Nein, ich meine es ernst. Diese Testergebnisse sind wichtig für uns beide! Auch wenn du vielleicht jetzt sauer auf mich bist – noch bin ich deine Tochter! Und ob du es nun wahrhaben willst, oder nicht – bisher war ich immer für dich da! Und das soll sich auch nicht ändern!«

»Wir werden sehen!«, kommt es lapidar zurück, und indem sich Philipp umdreht und ohne eine Verabschiedung ins Wohnzimmer geht, ahnt Evelyn, dass der Bruch bereits da ist – ganz gleich, wie sich das weitere Leben entwickeln wird. Mit herunterhängenden Schultern und den Tränen nahe, greift sie ihre Handtasche, sucht im Gehen ein weiteres Taschentuch, öffnet die Türe, dreht den Kopf und sieht durch den Spalt ins Wohnzimmer, wie ihr Vater vor der Bücherwand mit dem Gesicht von ihr weg steht.

»Wenn du nur wüsstest, wie sehr ich dich liebe und brauche, Papa!«, haucht sie in seine Richtung, ohne dass er es verstehen kann. »Und wenn alle Stricke reißen, werde ich zu dir ziehen, auch wenn es mein Leben für eine lange Zeit zerstören wird.«

Indem sie ihre wütende Angst runterschluckt, tritt sie aus dem Haus heraus, schließt die Türe und wird vom gleichen, nadelstichartigen Nieselregeln empfangen, aus dem sie ihren Vater vor einigen Minuten gezogen hat.

* * *

Mit Spannung erwartet Philipp den nächsten Tag, denn er ahnt, dass er nur mit einer schwerwiegenden Diagnose dem Gericht schreiben können, dass er nicht als Zeuge am Gerichtsprozess teilnehmen kann.

Den ganzen Morgen agiert er äußerst mechanisch, vergisst sogleich wieder, was er in der Zeitung an Nachrichten überflogen hat und wartet auf den Moment, dass es endlich zehn Uhr wird – der Zeitpunkt, an dem er losfahren möchte.

Kurz nach halb zehn ist es, als Philipp durch das Küchenfenster sieht, dass das Auto seiner Tochter am Bürgersteig hält.

»Meine Güte, das kann doch nicht wahr sein!«, sagt er sich und packt seine Kaffeetasse so fest in der Hand, dass sie droht zu zerspringen, wartet darauf, dass seine Tochter den Schlüssel ins Schloss steckt und hereinkommt. Doch nichts dergleichen geschieht, sondern es klingelt. Philipp überlegt kurz, ob er ihr überhaupt aufmachen soll, doch dann findet er sein eigenes Verhalten kindisch, steht auf, geht zur Türe und öffnet diese. Ohne ein Wort der Begrüßung dreht er sich von der Tür weg, geht in den Flur und macht so den Weg frei, dass seine Tochter eintreten kann.

»Wundersamerweise ist es mir heute Morgen doch gelungen, eine Kollegin zum Tausch zu überreden. Dafür muss ich zwar meinen Urlaub ein bisschen verschieben, aber dafür kann ich mit dir zum Arzt kommen!«

Philipp ist inzwischen in die Küche zurückgegangen, hat eine Tasse aus dem Schrank genommen und seiner Tochter Kaffee eingeschenkt. Die Tasse stellt er auf den Küchentisch und setzt sich selbst auf seinen Stuhl.

»Wo Milch und Zucker ist, weißt du ja!«, sagt er knapp und ahnt in seinem Rücken, wie seine Tochter beides zusammensucht. Dann setzt sie sich seitlich zu ihm, rührt die beiden Sachen in ihren Kaffee, nippt an der Tasse und schweigt.

»Wann wolltest du denn los?«, fragt sie nach einer Weile.

»Gegen zehn. Wusste nicht, wie lange es dauert!«

»Soll ich dich mitnehmen?«

»Meinst du das im Ernst?«, fragt er, und Evelyn hat Sorge, dass er selbst das ablehnen wird. »Wenn du doch sowieso fährst, fahre ich mit dir!«

»Gut! Ich denke, dass wir gegen Viertel nach zehn fahren sollten. Dann haben wir genug Zeit, um rechtzeitig in die Praxis zu kommen.«

»Ist gut!«, meint Philipp, lässt einen kurzen Blick über die an der Wand befestigten Uhr huschen und sieht, dass bis dahin noch mehr als eine halbe Stunde Zeit ist, die beide mit Schweigen beginnen.

»Ich muss mich noch fertigmachen. Bad und so!«, sagt er, wartet keine Antwort ab, steht auf und verlässt die Küche ohne ein weiteres Wort. Evelyn hört seine Schritte auf der Treppe und fährt sich in ihrer gewohnten Art über die Stirn, wobei sie ihre Ellenbogen auf dem Tisch abstützt.

Philipp ist derweil oben angekommen und hat sich aufs Bett gesetzt.

Er schaut im Raum umher, sucht nach seinen Gedanken, die verloren scheinen, als sein Blick ein altes Bild streift, auf dem er seine verstorbene Frau Luise im Arm hält – im Hintergrund ist die toskanische Landschaft zu sehen.

»Wie schön war diese unbeschwerte Zeit, bevor uns das unbeugsame Leben einholte!«, seufzt er innerlich, schaut ohne Grund an die Decke und kämpft gegen seine Tränen. Er muss mehrfach schlucken, reibt sich die Augen und hofft, dass ihn seine Tochter so sehen könnte, berührt, mitfühlend, wehleidig.

»Sie denkt sicherlich, dass ich ein dickköpfiger, alter Tattergreis bin, dem es nur darum geht, bei dieser Sache möglichst gut wegzukommen! Aber das stimmt doch gar nicht! Dieses Haus hier, das haben Luise und ich aufgebaut, Evelyn ist hier groß geworden, und am Ende ist Luise hier gestorben. Hier lag sie, auf ihrer Seite im Bett, als es zu Ende ging! Der Schmerz, die Einsamkeit, die Erinnerungen – all das wirkt in diesem Haus mit! Wie auch die schönen Zeiten, das Lachen, das Miteinander, der Trubel, die Heiterkeit, das Leben! Warum kann Evelyn nicht verstehen, dass ich diese Erinnerungen nicht einfach abstreifen kann? Wie kann sie von mir verlangen, dass ich das alles zurücklasse und in ein anderes Leben ziehe, in dem mich vielleicht noch ein paar Bilder an diese Zeit erinnern?«

Er steht auf und geht im Raum umher.

»Hier, dieser Schrank! Meine Güte, wie lange haben wir diesen Schrank schon!«

Er fährt sanft an den Kanten des Eichenholzes entlang.

»Ich kann mich noch daran erinnern, es ist als wäre es gestern, dass wir solche Probleme hatten, einen geeigneten Schrank zu finden, der groß genug für uns beide war, aber trotzdem in diese seltsame Schräge hineinpasst. Was für ein Akt war es, diesen Schrank aufzubauen! Ich musste meinen Bruder... Ach ja, mein Bruder. Jupp! Auch du bist schon lange fort!«

Inzwischen ist er ans Fenster herantreten und blickt, indem er die Gardine zur Seite schiebt, nach draußen in den Garten. Unwillkürlich muss er lächeln.

»Hinten, die Erle! Sieh dir mal diesen mächtigen Baum an! Den haben Luise und ich als ganz kleines Pflänzchen gepflanzt. Wir haben zusammen an der Stelle niedergekniet, die Erde ausgehoben und... Ich meine noch den Geruch in der Nase zu haben, von der frischen Erde, dem kleinen Baum, Luise. Luise! Ich vermisse dich so sehr!«

Nun kann er nicht mehr an sich halten und lässt den Tränen freien Lauf. Da er zu sehr mit seinen Gedanken beschäftigt ist, bekommt er nicht mit, wie Evelyn die Treppe hinaufkommt und sich an der Türe zum Schlafzimmer abstützt.

»Wir müssen bald, Papa!«, sagt sie in einem Tonfall, der warm und mitfühlend ist. Da ihr Vater nicht reagiert, sie aber seine Zeichen versteht, stößt sie sich vom Türrahmen ab, und Philipp wartet, bis er ihre Schritte auf der Treppe hört, ehe er sich die Tränen aus dem Gesicht wischt, in Windeseile anzieht und durch das Bad fegt, sich im Spiegel betrachtet, ob man ihm die Tränen ansieht, doch dann stellt er für sich selbst fest, dass es keine Schande ist, wenn er um seine tote Frau trauert.

Mit wiedererlangtem, festem Schritt geht er die Treppe hinab, nimmt wortlos das von Evelyn gereichte Portemonnaie, und bis sie die Praxis von Dr. Hoppert erreichen, sprechen beide kaum ein Wort.

»Darf ich mitkommen?«, fragt Evelyn vorsichtig, als sie den Wagen auf dem Parkplatz abgestellt und den Motor ausgemacht hat.

»Natürlich!«, ist die knappe Antwort von Philipp und gemeinsam treten sie in die Praxis, wo sie bereits von der Arzthelferin erwartet werden. Noch sind zwar zehn Minuten bis elf Uhr, dennoch werden beide in einen der Behandlungsräume geführt, in dem sie nur wenige Augenblicke warten müssen, ehe Dr. Hoppert mit seiner gewohnt dynamischen Art eintritt, beiden die Hand reicht, sich einen fahrbaren Stuhl setzt, die Krankenakte vom Schreibtisch aufnimmt, öffnet, darin blättert und nebenbei eine Zusammenfassung gibt.

»Also, ich kann nur sagen, dass ich tatsächlich arm würde, wenn alle Zweiundsiebzigjährigen so in Schuss wären wie Sie, Herr Schindelmeier! Die Tests haben ergeben, dass Sie einen leichten Kaliummangel haben, aber den können wir mit der richtigen Nahrung wieder aus dem Keller holen. Dafür brauchen wir nicht einmal Tabletten oder sonst ein Medikament. Was bisher aber nicht klar ist, sind die Ausfälle und die Zusammenbrüche, die von den Kollegen dokumentiert wurden. Dafür haben wir noch keine Ursache gefunden. Was auf der einen Seite gut ist, weil es vom Kreislauf herrühren könnte – es war ja auch sehr schwül in den letzten Wochen –, oder es ist etwas, was tiefer in Ihnen verborgen liegt. Daher würde ich Sie gerne zu einem weiteren Spezialisten schicken, der aber erst in zwei Monaten einen Termin frei hat. Sie sehen, wie stark er frequentiert wird! Das mag zwar jetzt kein Qualitätsurteil sein, aber ich finde seine Methodik, etwas zu erschließen, ausgesprochen sinnig. Keine Angst, er macht nicht Obskures! Nein, er misst Gehirnströme und

setzt die Einzeluntersuchungen in einen gesamtheitlichen Zusammenhang. Erst letzte Woche hatte ich eine Patientin, die lange über Rückenschmerzen geklagt hat. Ich hatte schon die Befürchtung, dass es von der Hüfte oder den Knien herkäme, doch am Ende war es das Herz, das nicht ganz rhythmisch schlug. Ein kleiner Eingriff, und die Rückenschmerzen sind inzwischen weg!«

»Sie wissen also noch nicht, was es ist, Herr Doktor?«, fragt Evelyn zur Bestätigung noch einmal nach.

»Na ja, ich weiß tatsächlich nicht, woran es liegen könnte. Aber ich denke, dass ich weiß, zu welchem Spezialisten ich Ihren Vater schicken muss, um eine Antwort zu erhalten. Zudem ist es doch ein erst einmal wichtiges Ergebnis, dass Ihr Vater die Werte eines Mittsechzigers hat, der zudem auch noch regelmäßig Sport macht. Chapeau, Herr Schindelmeier, Ihre Gene meinen es gut mit Ihnen. Und den Rest bekommen wir auch noch in den Griff!«

Mit diesem schnellen Überblick befindet sich Dr. Hoppert auch schon am Ende seines Berichts, und als die beiden auf die Nachfrage des Arztes, ob sie noch Fragen hätten, mit dem Kopf schütteln, ergreift dieser die Initiative, schüttelt beiden erneut die Hand, und nach weniger als fünf Minuten ist dieser Behandlungstermin auch schon wieder vorbei. Bei der Arzthelferin erhalten sie noch die Überweisung zu dem angesprochenen Spezialisten, und als sie wieder im Auto sitzen, zeigt die Uhr fünf nach Zehn an.

»Das war mal ein seltsamer Besuch, nicht?«, fragt Evelyn und versucht die Anspannung etwas zu lösen.

»Zumindest weiß ich jetzt, dass ich gesund bin. Die Frage ist nur, warum ich mich nicht so fühle!« Da Evelyn keine Antwort auf diese Frage einfällt, startet sie den Motor und lenkt den Wagen vom Parkplatz in den fließenden Verkehr.

»Möchtest du irgendwo einen Kaffee trinken?«, versucht sie es erneut.

»Nein!« Pause. »Danke, dass du dabei warst!«, schiebt er hinterher und sieht an der Entspannung in Evelyns Haltung, dass diese Worte angekommen sind.

Den Rückweg zu Philipps Haus verbringen beide schweigend, nur einmal zeigt Philipp auf ein Gebäude, dessen Restaurierung er geleitet hatte, doch Evelyns Gedanken sind ganz woanders, sodass sich dieser Versuch im Nichts verläuft.

Als sie zu seinem Haus zurückkommen, steigt er aus, während sie den Motor laufen lässt.

»Wenn ich jetzt noch auf die Arbeit fahre, spare ich mir vielleicht einen Urlaubstag! Auch wenn ich nicht daran glaube, ist es dennoch ein Versuch wert! Lass uns nachher telefonieren!«

»Ist gut!«, gibt er zurück und schmeißt die Türe ihres Wagens zu, der sich auch sogleich vom Bordstein löst und in die Innenstadt davonjagt.

Die Straße hinabblickend entdeckt er einen Nachbarn, hebt seinen Arm, bekommt ein Zeichen zurück, und tritt auf sein Grundstück, als ihm ein Geruch in die Nase steigt, der köstlicher nicht

sein könnte. Sogleich fällt ihm Annelieses Geburtstag am nächsten Tag ein, und mit einer merkwürdigen Mischung aus Vorfreude und Wehmut geht er zur Haustür, schließt diese auf und wartet darauf, dass dieser Tag sich endlich dem Ende zuneigt.

* * *

Am nächsten Morgen steht Philipp mit einer so großen Vorfreude auf, wie er sie schon seit Jahren nicht mehr verspürt hat. Mit einer ungewohnten Beschwingtheit fliegt er durch das Bad, geht nach unten, macht Kaffee, holt die Zeitung herein, freut sich darüber, dass der Wettergott der nachbarschaftlichen Feier hold zu bleiben scheint, und trinkt gerade seine erste Tasse Kaffee, als er sieht, wie Evelyns Auto am Bürgersteig anhält, sie aussteigt, die Türe zuschmeißt und Philipp an ihrem Gesicht erkennen kann, dass irgendetwas passiert sein muss.

»Hast du noch alle Tassen im Schrank!«, keift sie ihn unvermittelt an, als sie durch die Eingangstüre ist, die er ihr aufgemacht hat. »Bist du von allen guten Geistern verlassen!«, schiebt sie nach, und obwohl Philipp eine Befürchtung für dieses Gebaren hat, mimt er zunächst den Ahnungslosen.

»Wovon sprichst du, Engel?«

»Ich habe gestern ein langes Gespräch mit Ludmilla geführt! Und zu deinem Glück war es so spät, dass ich mich dagegen entschieden habe, noch bei dir vorbeizuschauen und dir direkt den Kopf zu waschen!«

»Sie hat direkt mit Ludmilla gesprochen?«, denkt er sich und ihm schwant Böses.

»Weißt du, was sie mir erzählt hat?«

»Nein?! Wie sollte ich?«

»Kannst du dir nicht denken, was es sein könnte?«

»Ich kann mir vieles denken, aber...«

»Hör mit diesem Quatsch auf!«, schreit Evelyn unvermittelt und Philipp merkt, dass seine Tochter nicht nur wütend, sondern rasend ist.

»Engel, ich...«

»Lass den Engel da, wo er hingehört! Wie kommst du nur auf den Gedanken, irgendeine Krankheit zu simulieren? Was stimmt nicht mit dir, dass du mir eine solche Angst einjagen musst? Antworte!«

»Ich...«, beginnt er, doch dann stockt er im Reden.

»Was? Kannst du nicht mal richtig antworten? Du bist entdeckt worden! Du bist ein elender Simulant, der nur Aufmerksamkeit will. Aber warum denn?«

»Ich wollte... ich weiß nicht, ich...«, versucht er es erneut, doch wiederum bleiben ihm die Worte im Hals stecken.

»Was war alles gespielt oder gelogen? Alles?«, will sie wissen, und Philipp ahnt, dass er sich ohne eine Erklärung nicht aus dieser Situation befreien kann.

»Das im Badezimmer war nicht gespielt! Und auch das auf der Terrasse nicht!«

»Und wie soll ich dir das glauben? Nach allem, was du an Vertrauen zerstört hast?«

»Ich, Engel, hör mir bitte zu. Ich...«

»Ich brauche dir nicht zuzuhören! Ich will eine Erklärung von dir, wie du mir die letzten Wochen derart zur Hölle machen konntest, ohne dass es nötig gewesen wäre!«

»Aber der Zusammenbruch im Badezimmer, der...!« Seine Stimme zittert fast.

»Bist du dir sicher, dass das ein Zusammenbruch war?«, fragt sie.

»Ich weiß nichts mehr davon! Ich meine, ich bin zusammengebrochen und bewusstlos geworden! Aber warum ich auf dem Boden lag, das weiß ich nicht!«

»Es kann also sein, dass du vielleicht nur ausgerutscht bist! Und dass das auf der Terrasse ein kleiner Schwächeanfall wegen des Wetters war! Wenn man die anderen Sachen mal wegnimmt, kann es also durchaus sein, dass du uns alle zum Narren gehalten hast und damit beinahe durchgekommen wärst!«

»Ich fühle mich... Ich entschuldige mich dafür, Engel!« Seine Stimme ist fast ein Betteln.

»Es fehlt, dass du noch vor mir auf die Knie fällst. Ich fasse es nicht, dass du so heuchlerisch und egoistisch sein konntest! Hast du dich denn nie gefragt, wie es mir dabei geht? Immerhin wäre ich beinahe bei dir eingezogen! Hast du eigentlich eine Ahnung, wie dann mein Leben für die nächsten Jahre zur Hölle geworden wäre? Und das hast du alles in Kauf genommen, weil du dachtest, du könntest mir eine kleine Show vorspielen? Das ist so widerwärtig!«

»Du wärst beinahe bei mir eingezogen?«, fragt er unsicher, ohne zu merken, wie er damit weiteres Öl ins Feuer gießt.

»Bist du denn jetzt völlig durchgedreht? Erst zwingst du mich fast zum Einzug, weil du mir vorspielst, wie elendig es dir geht, und dann komme ich hinter deinen ekligen Plan und dann bist du auch noch beleidigt, dass dieser Plan nur beinahe in Erfüllung gegangen ist? Was bist du eigentlich für ein schlechter Mensch? Wie konnte ich nur denken, dass du als mein Vater ein guter Mensch wärst? Du bist nichts weiter als menschlicher Abschaum, der das unverdiente Glück hatte, meine Mutter zu haben, die diesen Egoismus geduldet hat, damit sie sich nicht mit dir anlegen musste. Aber ich sage dir eins: mit mir machst du diese Spielchen nicht mehr! Ich habe es satt, dein Fußabtreter zu sein, der sich auch noch schlecht fühlt, wenn er nicht jeden Dreck von deinen Schuhen abkratzt! Ich habe es satt, deine Tochter zu sein, die dich umsorgt, mit dir zum Arzt fährt, ihr Leben zur Hölle werden lässt, weil sie denkt, dass du der Mensch in ihrem Leben bist, der am meisten ihre Hilfe braucht! All das habe ich satt, weil ich dich satt habe! Ludmilla hat es richtig auf

den Punkt gebracht: Du bist eine eklige, kleine Made, der man den Speck weggenommen hat, und die jetzt keine Scheu zeigt, alles zu tun, um den Speck wiederzubekommen!«

Da Philipp nicht begreifen kann, wie furienhaft seine Tochter gerade über sein Leben und seine Person hergefallen ist, verharrt er stocksteif. Als Evelyn merkt, wie ihr Vater scheinbar auf Durchzug gestellt hat, nimmt sie ihre Handtasche, schüttelt unter Tränen ihren Kopf und verschwindet ohne ein weiteres Wort zu sagen aus dem Haus. Die Türe fällt knallend ins Schloss. Als Philipp wieder aufwacht, muss er sich erst einmal orientieren, und als er hört, wie Evelyns Wagen lautstark vom Bordstein wegfährt, realisiert er in Bruchstücken, was gerade geschehen ist. Nur langsam wird er wieder Herr seines Körpers, und als es ihm gelingt, in die Küche zurückzugehen, setzt er sich an den Küchentisch und starrt vor sich hin.

»Was mache ich jetzt?« ist die einzige Frage, die durch seinen Kopf immer und immer wieder wandert, und da er ahnt, dass er auf diese Frage keine schnelle Antwort finden wird, trinkt er weiter Kaffee und liest Zeitung, als wäre nichts geschehen. Erst nach einer Weile kommen die ersten Gesprächsfetzen zurück in seine Erinnerung, und er überlegt, ob Evelyn nicht Recht damit hat, dass er vielleicht wirklich kerngesund ist, und die Zusammenbrüche aus anderen Unglücksketten entstanden sind.

»Das alles hilft mir aber immer noch nicht weiter in Bezug auf das Alleinsein! Was hat Evelyn gesagt? Dass sie beinahe bei mir eingezogen wäre? War ich also so nahe am Ziel meiner Wünsche? Warum nur musste sie mit Ludmilla, dieser falschen Hexe, sprechen? Konnte sie das nicht einfach auf sich beruhen lassen? Oder hat die falsche Schlange meine Tochter angerufen und mich schlecht gemacht? Ist aber auch egal, weil das Endergebnis das gleiche bleibt!«

Auf eine Eingebung wartend, blickt er vor sich her, dann nach draußen, zur Zeitung und wieder nach draußen, als ihm Annelieses Geburtstag einfällt.

»Wenigstens etwas Gutes heute!«, sagt er sich, steht auf, räumt den Tisch leer und sagt sich, dass sich das mit Evelyn sicher wieder einrenken wird, wenn ein bisschen Gras über die Angelegenheit gewachsen ist.

»Früher hat es schon öfters solche Wutausbrüche von ihr gegeben! Sie ist genauso stur wie ihre Mutter! Was haben wir teilweise für Mühe gehabt, sie zu beruhigen, wenn sie ihren Willen nicht bekommen hat! Grausame Zeiten waren das!«, sagt er sich und geht nach oben ins Schlafzimmer, wo er in seinen Kleidungsstücken dasjenige Outfit sucht, mit dem er nachmittags bei den Nachbarn aufschlagen will.

»Wenigstens habe ich noch meine Nachbarn, die mich niemals so angeschrien haben wie Evelyn!«, sagt er sich und verfällt erneut in ein einsames Schweigen, als sein Blick über die Einrichtungsgegenstände wandert, die er zusammen mit seiner Frau ausgesucht hat.

Als die Gedanken zur nachbarschaftlichen Feier zurückkehren, geht er ins Badezimmer, duscht sich kurz ab, geht ins Wohnzimmer hinab, nimmt sich ein Buch und liest etwas über einen Serienmörder im siebzehnten Jahrhundert, der ihn in seiner Person so sehr bannt, dass der er die Entwicklungen vom Morgen glattweg in den Hintergrund schieben kann.

So liest er das ganze Buch in einem aus, und als er auf die Uhr blickt, stellt er mit Erschrecken fest, dass nur noch weniger als eine halbe Stunde Zeit ist, ehe die Feier bei den Nachbarn beginnt. Das Buch zur Seite legend, rennt er nach oben, wäscht sich ein weiteres Mal und legt im Eiltempo die herausgelegte Kleidung an, die ihm an einigen Stellen ein wenig eng geworden ist.

»Ich werde doch nicht übermäßig zugenommen haben?«, denkt er sich, betrachtet sich ausgiebig im Spiegel, nimmt die Waage aus dem Aufbewahrungsort und stellt sich mit der angelegten Kleidung drauf.

»Zwei Kilogramm runter wegen der Kleidung – und trotzdem drei Kilogramm zu viel. Dann muss ich wohl ab morgen eine leichte Diät machen!«, sagt er sich, stellt die Waage fort und zieht sich die Slipper über, die er eigens für dieses Fest vorher gewienert hat.

»So kannst du zur Feier gehen!«, beschließt er, als er sich im Spiegel betrachtet, trägt im Badezimmer noch ein leichtes Parfüm auf, geht nach unten, findet das für die Nachbarin rausgelegte Buch an seinem Platz und schaut auf seine Uhr am Handgelenk, die ihm sagt, dass noch zehn Minuten Zeit ist.

»Zu früh will ich auch nicht erscheinen! Das zeigt nur an, dass ich die Feier kaum erwarten kann! Und zu spät kommen geht gar nicht! Also heißt es genau die Uhrzeit abwarten!«

Er geht in die Küche und setzt sich an den Küchentisch, auf dem weiterhin die Zeitung vom Morgen liegt. Um sich zu beschäftigen, schlägt er den Sportteil auf, den er sonst nur überfliegt, liest einen Artikel über den städtischen Fußballverein, der sich auf einer langen und nicht zu enden scheinenden Talfahrt befindet, und als er erneut auf die Uhr blickt, sind es noch drei Minuten, sodass er sich endlich entscheidet, hinüberzugehen.

Der kurze Weg über den Bürgersteig bis zum Grundstück des Nachbarn gleicht für Philipp einer Art Prozession, zu der er ein Buch mitbringt, das in einer Baumwolltasche versteckt ist. Erst jetzt wird ihm bewusst, dass dieses Geschenk ohne Geschenkpapier nur ein halbes Geschenk ist, denn das Auspacken entfällt nahezu komplett.

»Ein kurzer Blick in die Tüte, ach, habe ich schon, ach wie schön, das habe ich noch nicht, aber gerade der Autor, ach wie super, gerade der Autor und dann noch das Buch, das wollte ich schon immer mal lesen. Warum hast du es dir nicht gekauft? Arm bist du ja nicht! Ach nein, du willst das Buch gar nicht und lügst mich an? Dann stell es wenigstens so ins Regal, das man es sieht. Aber warum? Wer soll es sehen? Wer weiß, dass es von mir ist? Niemand! Außer vielleicht Heribert!

Aber der liest ja noch nicht einmal Zeitung! Was für ein Banause! Aber der glücklichste Kerl unter der Sonne, weil seine Frau einen solch guten Braten macht! Der leckerste...«

»Hallo Philipp!«, tönt es ihm entgegen und Philipp muss sich gestehen, dass er sich nicht mehr daran erinnern kann, die Klingel gedrückt zu haben. »Ich habe dich die Auffahrt entlangschleichen sehen und dachte mir, dass du bestimmt so langsam gehst, weil du pünktlich sein willst!«

»Ähm, ja! Wie geht es dir, Heribert?«

»Ach, du weißt doch! Das Alter! Mit jedem Tag geht es einem etwas schlechter! Man merkt es kaum, aber am Ende ist man im Arsch!« Auf diesen derben Ausdruck lacht Heribert so dreckig, dass Philipp ihm am liebsten dafür in den Gleichnamigen getreten hätte.

»Was Anneliese nur an diesem grobschlächtigen Typen gefunden hat? Aber vielleicht hat es das Schicksal einfach nicht gut gemeint mit ihr! Früher konnte man sich nicht so einfach scheiden lassen wie heute, und heute macht es keinen Sinn mehr. Anpacken lässt die sich bestimmt nicht mehr von dem schmerbauchigen Typen!«, denkt sich Philipp, grinst hämisch in Richtung Heribert, der glaubt, dieses Grinsen wäre die Reaktion auf seinen unflätigen Ausdruck.

Philipp schiebt sich an Heribert in den Flur hinein, bemerkt wie bei früheren Besuchen bereits, dass die Planung für dieses Gebäude auf einem ärmlichen Niveau ist, was die Beleuchtung angeht, und kaum, dass er im Innern ist, ruft Anneliese aus der Küche, dass sie gleich zu Philipp kommen würde.

»Was war denn in den letzten Tagen bei dir los?«, fragt mit einem Mal Heribert unverblümt.

»Ach, ich sag dir, dass du ganz recht hast mit dem Alter. Ich hatte einen kleinen Kreislaufzusammenbruch, und Evelyn hat sofort eine Ganztagsbetreuung angeschleppt, weil sie Angst hatte, dass ich gleich wieder zusammenbreche. Aber zum Glück hat die Ganztagshilfe gleich gemerkt, wie sinnlos ihre Arbeit ist und hat Evelyn davon überzeugt, den Vertrag aufzulösen.«

»Das war mit einem richtigen Vertrag?«, wundert sich Heribert. »So ganz echt? Keine Schwarzarbeit ohne Anmeldung?«

»Nein, so richtig mit Vertrag!«, gibt Philipp zurück. »Und dann hat mir gestern Dr. Hoppert bestätigt, dass ich kerngesund bin und die Leistungswerte eines Mittsechzigers habe! Das hat Evelyn dann endgültig überzeugt, die ganze Sache nicht zu hoch aufzuhängen!«

»Das ist aber schön, dass du vorbeigekommen bist!«, sagt Anneliese, die sich im Rücken von Philipp herangeschlichen hat.

»Danke für die Einladung! Ich habe dir ein kleines Präsent mitgebracht!«, sagt er und hält ihr die baumwollene Tasche hin, die sie sogleich ergreift, hineinblickt, das Buch herausholt, den Titel liest, und bereits am Blick kann Philipp erkennen, dass er völlig danebengegriffen hat.

»Ach wie schön! Von dem Autor wollte ich schon immer was lesen!«, lautet die zuckersüße Backpfeife, die sich Philipp hiermit abgeholt hat. Zum Glück redet Anneliese direkt weiter. »Die

anderen sind schon im Garten!«, meint sie, und Philipp fragt sich, welche anderen Gäste sie denn meine, doch dann wird ihm klar, dass er nicht der einzige Gast der beiden ist – was ihm nach einem kurzen Moment der Verwirrung durchaus normal vorkommt.

Es sind weitere Nachbarn anwesend, aber keine Familienmitglieder, denn Heribert und Anneliese sind Zeit ihres Lebens ohne Kinder geblieben. Im Kreisrund sitzen sie um einen Gartentisch unter zwei großen Sonnenschirmen, die allen Anwesenden Schatten spenden. Man kennt sich untereinander und hat auch bereits das eine oder andere Fest zusammen gefeiert, sodass Philipp sich einfach einen Platz sucht, ohne jemanden sonderlich zu grüßen. Ein Spaß wird das nicht werden, ist ihm klar, eher eine resolute Schweigerunde mit Kaffee und Kuchen.

»Und Philipp, wie geht es dir? Habe gehört, dass du zusammengebrochen bist!«, sagt eine der Nachbarinnen, eine alte Hexe, wie Philipp sie immer nennt, an deren Seite niemals auch nur ein Mann erblickt worden war.

»Woher weiß die das schon wieder?«, fragt sich Philipp und überlegt in aller Eile, welche Information er wie verbreitet sehen möchte. Da er jedoch Heribert schon eine Version erzählt hat, bleibt er dabei und erzählt auch den restlichen Anwesenden, was vorgefallen ist.

»Da sieht man mal wieder, dass es gefährlich ist, alleine zu leben!«, kommt es ausgerechnet von der alten Hexe, die seit Jahrzehnten alleine lebt.

Das Gespräch befindet sich auch schon bald wieder auf dem Nullpunkt. Die Gruppe, die sich zusammengefunden hat, würde in dieser Konstellation auf der offenen Straße niemals zusammentreffen, und der einzige gemeinsame Verbindungspunkt ist Anneliese, die jedoch weiterhin in der Küche ist.

»Hat einer gehört, wie am Ende der Straße letztens beinahe das Mädchen der Heimanns überfahren worden wäre? Von so einem Deppen aus der Innenstadt!«, erzählt Heribert, doch niemand springt auf sein Thema an, sodass alle zurück in ihre Schweigephase kehren. Es vergehen einige Augenblicke, ehe Anneliese endlich mit dem frischen Kaffee auf den Balkon tritt, jeden fragt, wie er seinen Kaffee haben will, ankündigt, dass es auch gleich frische Waffeln gibt, auf die sich jeder, insbesondere aber Philipp, freut, und kaum, dass sie fertig mit dem Ausschicken ist, verschwindet sie bereits wieder.

»Ich gehe mal schauen, was Anneliese so macht!«, entscheidet sich Philipp, ohne auf die anderen zu achten, steht auf, merkt, dass mit dieser Entscheidung das Getuschel beginnt, und als er in den Flur tritt, ist er so froh, dass Heribert bei den Nachbarn sitzen geblieben ist und an seinem Kaffee schlürft.

»Das da draußen ist ein halbes Gruselkabinett!«, sagt Philipp, als er in die Küche tritt, in der Anneliese gerade einen Topf von der einen zur anderen Seite räumt. Bei seinem unbemerkten

Eintreten erschrickt sie so sehr, dass sie nur mit Glück verhindern kann, dass der Topf scheppernd auf den Boden fällt.

»Philipp!«, sagt sie aufgeregt. »Ich habe gar nicht gemerkt, wie du in die Küche gekommen bist!«

»Das da draußen ist ja kaum auszuhalten. Wie bist du eigentlich auf den Gedanken gekommen, gerade diese Gestalten einzuladen?«

»Warte!« sagt sie, kommt zu ihm, schaut in den Flur in Richtung Garten, ob nicht ihr Mann zufällig vorbeikommt und wendet sich dann zurück zu Philipp. »Wie ich dir am Telefon schon gesagt habe, wollte ich gar nicht feiern! Aber Heribert hat dann alle eingeladen, und wer ist gekommen?«

»Die Crème de la Crème! Das hat eher was von einem Gruselkabinett als von einer Geburtstagsparty!«

»Deswegen bin ich ja so froh, dass wenigstens du herübergekommen bist!«, sagt Anneliese, und Philipp kommt nicht umhin, den Unterton in ihrer Stimme wahrzunehmen, der ihm sonderbar erscheint.

»Kann ich dir bei irgendwas zur Hand gehen?«, fragt er, obwohl er schon früher Küchenarbeit über das Frühstück hinaus weder gemocht hatte noch gut konnte, doch als Anneliese ihm eine Schüssel hinhält und auf das gusseiserne Waffeleisen zeigt, ahnt er, dass er jetzt zum ersten Mal in seinem Leben eine Waffel zubereiten wird.

»Nimm die Kelle voll! Dann einfach auf den Mittelpunkt gießen und das Waffeleisen schließen! Ist ganz einfach!«

Philipp versucht es und er findet es wirklich sehr einfach.

»Und woran erkenne ich, dass die Waffel gut ist?«, fragt er und sieht sich das Gerät von allen Seiten an.

»Das kann man von außen kaum sehen. Ist eher ein Gefühl. Irgendwann weiß man einfach, dass sie fertig ist. Bei der dritten wirst du es auch raus haben!«

Philipp wartet ab, bis er glaubt, dass die erste fertig ist. Er öffnet das Eisen und fragt bei Anneliese nach, die ihm ein gutes Ergebnis bescheinigt. Indem sie die Waffel herauslöst, hat er bereits die zweite Kelle in der Hand, doch sie zeigt ihm, dass er das Eisen erst vorfetten müsse, sonst würde der Teig daran kleben. Also stellt er den Löffel zurück in die Schüssel, fettet das Eisen mit einem Pinsel ein, zieht seinen Kopf etwas aus dem Dampf zurück und gießt die zweite Kelle auf den Mittelpunkt, schließt das Eisen wieder und sieht zu, wie Anneliese auf die ersten, fertigen Waffeln Puderzucker streut.

»Die Kirschen sind auch gleich fertig. Die Schlagsahne steht im Kühlschrank – dann können wir ja gleich beginnen!«

Als sie sich umdreht und Philipp ansieht, wie er das Waffeleisen fixiert, als müsse er darauf aufpassen, dass nichts passiert, fängt er ihren Blick ab, den sie umgehend von ihm wegnimmt. Leicht errötend öffnet sie den Kühlschrank und empfindet die herausdringende Kühle als Wohltat. »Ach, Philipp, hier bist du!«, sagt unverhofft Heribert, den auch Philipp nicht hat kommen hören. »Ja, ich helfe ein bisschen. Waffeln machen ist gar nicht so schwer wie ich dachte!«, sagt er ausweichend und konzentriert sich gleich wieder auf das Eisen, das er öffnet, die wohl gelungene Waffel herauslöst und die Prozedur von neuem beginnt. Den Puderzucker streut er dieses Mal selber darüber und reicht Heribert den Teller mit den beiden Waffeln. In der Zwischenzeit hat Anneliese die Schlagsahne aus dem Kühlschrank geholt und die heißen Kirschen in eine Schale gegossen.

»Hier, Heribert! Du kannst uns zur Hand gehen und die fertigen Sachen mal raustragen! Kannst den Gästen sagen, dass die nächsten Waffeln bald kommen!«

Das Lächeln, das sie Philipp beim letzten Satz schenkt, bekommt Heribert zum Glück nicht mit, aber Philipp ahnt, wie das Lächeln gemeint ist. Indem er sich erneut dem Waffelautomaten widmet, schaut er, wie Heribert zunächst versucht, alles auf einmal zu transportieren, ehe er feststellen muss, dass er besser zweimal geht.

»Du musst vorsichtiger sein!«, sagt Philipp und setzt alles auf eine Karte. »Ich glaube, dass Heribert sehr wohl weiß, dass er uns beide nicht lange alleine lassen darf!«

Anneliese stockt in ihrer Bewegung, ganz so, als wäre sie entdeckt worden, aber dann blickt sie verständnislos in Richtung Philipp, sodass diesem angst und bange wird, dass er jetzt über die Stränge geschlagen hat.

»Ich verstehe nicht, was du mir damit sagen willst!«, kommt es auch umgehend zurück, und Philipp merkt, wie ihm die Felle wegschwimmen.

»Ich meinte das scherzhaft, Anneliese!«, sagt er und versucht ein Lächeln.

»Was meintest du scherzhaft?«, fragt mit einem Mal Heribert, den Philipp erneut nicht gehört hat, ganz, als ob Heribert sich anschleichen würde – was als Bestätigung für Philipps Vermutung herhalten könnte, in einem drohenden Tonfall, der Anneliese zusammenzucken und Philipp aufhorchen lässt.

»Wir haben uns gerade darüber unterhalten, wie du als Kellner gewirkt hast!«, lügt Philipp gekonnt und empfindet sich selbst als überzeugend.

»Und wie habe ich gewirkt?«, will Heribert wissen – unsicher, ob er den Worten seines Nachbarn Glauben schenken soll.

»Wir fanden, dass du das nicht schlecht gemacht hast. Sah zwar etwas wackelig aus, aber von hinten warst du ziemlich grazil!«, lügt Philipp weiter, und Annelieses schüchternes Lächeln lässt alle Zweifel bei Heribert verziehen.

»Ach du meine Güte! Die Waffel!«, schreit Anneliese mit einem Mal und ist bei dem Eisen, noch ehe Philipp reagieren kann. Sie öffnet das Waffeleisen und alle sehen, dass die darin befindliche Waffel kurz vor dem Verbrennen ist.

»Ein Glück, dass die nicht verkohlt ist. Das schmeckt man dann bei jeder weiteren Waffel!«, sagt Anneliese und fischt die Waffel mit wenigen Handgriffen aus dem Eisen in den Müll. Ohne dass Philipp etwas beizusteuern muss, befüllt Anneliese das Waffeleisen erneut, und da Heribert keine weiteren Anmerkungen hat, nimmt er die Schüssel mit den heißen Kirschen, blickt ein letztes Mal von Anneliese zu Philipp und zurück, ehe er wortlos die Küche verlässt und in den Garten zurückgeht. Anneliese und Philipp warten einige Augenblicke.

»Jetzt kannst du mir ja sagen, was du scherzhaft meintest!«, haucht Anneliese Philipp entgegen, doch er hört gar nicht auf ihre Worte, sondern spürt im Augenblick das Verlangen, Anneliese zu küssen, und indem er sich ihr zaghaft nähert und sie nicht ausweicht, hat er ihren Mund mit seinem bald berührt. Es ist nur ein kurzer, aber ungemein intensiver, liebevoller Kuss, der für beide eine Ewigkeit andauert.

»Raus!«, tönt es mit einem Mal in der Küche, und noch bevor Philipp versteht, was gerade passiert, hat Heribert ihn bereits am Kragen seines Polohemdes gepackt und zerrt ihn unsanft nach draußen. Da Philipp ahnt, dass Heribert um einiges stärker ist als er, unterlässt er seine Gegenwehr, wartet, bis Heribert die Haustüre aufreißt, und er hat Mühe und Not, nach dem heftigen Schubser nicht vornüber auf das Pflaster zu fallen.

»Wage es dich noch einmal, meiner Frau zu nahe zu kommen«, hört er Heriberts Drohung in seinem Rücken, »dann wirst du deines Lebtag nicht mehr froh! Das schwöre ich dir!«

Kaum dass Philipp sein Gleichgewicht wiedergefunden hat, vernimmt er in seinem Rücken, wie die Türe zugeschlagen wird, und trotz dessen, dass er gerade entdeckt und äußerst unsanft vor die Türe gesetzt wurde, trägt er ein Lächeln auf den Lippen mit nach Hause. Dass er sich mit dieser Aktion den Unmut der gesamten Straße zuziehen wird, ist ihm in diesem Moment egal. Alles, was er wollte, hat er bekommen – und das ist es ihm auch wert gewesen.

Zufrieden mit sich selbst tritt er in sein Haus ein, ignoriert den Anrufbeantworter, der ihm sagen möchte, dass zwei neue Meldungen auf dem Band sind, und obgleich es noch helllichter Nachmittag ist, öffnet er die Bar, entnimmt er einen guten Portwein, schenkt sich ein Glas ein und räkelt sich auf seine Couch, wie er es seit Jahren nicht mehr gemacht hat – erfüllt von einem Glücksgefühl, das er seit ebenso langer Zeit nicht mehr verspürt hat.

* * *

Das Wetter am nächsten Morgen ist geprägt von trübem Graupelschauer, doch Philipps Stimmung ist so gut wie seit langem nicht mehr.

Als er in der Küche die Kaffeemaschine befüllt und anstellt, ist es ihm, als würde sein Herz Sprünge machen, die so hoch wie seit Jahrzehnten nicht mehr sind. Den Kaffee durchlaufen lassend, tritt er zur Haustüre, öffnet diese, entnimmt aus dem Briefkasten die morgendliche Tageszeitung und entdeckt einen Nachbarn, der weiter runter in der Straße wohnt. Diesen grüßend wartet Philipp mit der Zeitung in der Hand auf eine Reaktion, doch obwohl Philipp genau sieht, dass ihn der Nachbar entdeckt hat, dreht dieser seinen Kopf demonstrativ zur Seite und radelt ohne Gruß weiter.

»Es wundert mich nicht, dass die ganze Straße von der Szene gestern weiß!«, sagt er sich und erinnert sich, wer alles im Garten gesessen hat. Nichtsdestotrotz zaubert ihm die Erinnerung an Annelieses warme Lippen ein zufriedenes Lächeln aufs Gesicht, und ohne, dass er es bewusst geplant hat, schaut er zu seinem Nachbarhaus rüber, wo er jedoch kein Gesicht hinter den Fensterscheiben entdeckt.

»Welch süßer Duft wird ihr Braten ab heute in mir wohl hervorrufen?«, denkt er schelmisch, blickt ein weiteres Mal die Straße hinunter, doch er entdeckt niemanden, sodass er in sein Haus zurückkehrt, die Türe schließt und wartet, bis der Kaffee durchgelaufen ist, ehe er sich an den Tisch setzt und in Ruhe frühstückt.

An diesem Morgen verspürt er fast bei jeder Handlung ein gesteigertes Interesse und auch die Zeitung wird von ihm viel intensiver gelesen. Da ist ein Artikel über eine lokale Entwicklung, die ihn aufregt und eine andere, die ihn überaus erfreut. Aber zu was er vor allem angetrieben wird, ist darüber nachzudenken, was seine Tochter ihm am gestrigen Tag vorgeworfen hat, ehe sie das Haus schlagartig verließ. Den Kaffee nippend, überlegt er sich, wie er bei einem nächsten Gespräch vorgehen will, damit die Situation nicht gleich eskaliert, klappt die Zeitung zusammen, steht auf, blickt auf die Straße hinunter und bricht vom einen auf den anderen Moment kraftlos zusammen – den Aufschlag auf den Boden und alles Weitere bekommt er schon nicht mehr mit.

* * *

Alles an diesem Morgen ist anders als dem vorherigen. Draußen strahlt die Sonne mit der Natur um die Wette und keine einzige Wolke trübt den blauen Himmel.

Philipp schwingt sich kraftvoll aus dem Bett, fegt kurz und beschwingt durchs Bad, geht nach unten, wirft die Kaffeemaschine an, tritt nach draußen, nimmt die Zeitung aus dem Briefkasten, sieht einen Nachbarn die Straße hinabradeln, hebt seinen Arm und wird zurückgegrüßt, sogar mit einem wohlwollenden Lächeln bedacht. Er blickt dem Radfahrer nach, sieht dabei zum

Nachbarsgrundstück herüber, auf dem beide, Anneliese und auch Heribert, im Vorgarten Unkraut jäten. Sie beide entdecken Philipp, und während Anneliese mit einer erhobenen Harke grüßt, ruft Heribert rüber, welch ein schöner Tag dies sei.

»Den müsse man nutzen!«, ruft er zudem und fragt im Nachgang Philipp, ob er nicht am Abend rüberkommen wolle, um mit ihnen gemeinsam zu grillen.

Philipp sagt ohne große Umschweife zu, hebt seine Hand mit der Zeitung zum Abschied nach oben und verschwindet in seinem Haus.

Da er draußen eine Weile verbracht hat, ist der Kaffee inzwischen durchgelaufen, und indem er sich eine Tasse einschenkt, dringt ihm der Duft in die Nase, den er selten zuvor als so angenehm empfunden hat. Er setzt sich an den Tisch, schneidet sein Brötchen auf, streicht die untere Hälfte mit Butter ein, öffnet das Marmeladenglas, streicht diese ebenfalls glatt auf die Hälfte, legt das Messer weg und nimmt die Brötchenhälfte auf. Herzhaft beißt er hinein, legt die angebissene Hälfte auf den Teller zurück, kaut ein wenig, nimmt die Tasse auf, nippt ein wenig brühend heißen Kaffee über seine Lippen dazu und schlägt die Zeitung auf, deren dritte Seite über einen Zwischenfall in irgendeinem Kriegsland berichtet. Diese Seite überlesend, sucht er den Lokalteil, überfliegt den allgemeinen Teil, findet einen kleinen Artikel, der ihn freut, weil in ihm ausdrücklich sein Name fällt und er als ehemaliger Amtsleiter besonders gelobt wird. Diesen Artikel mehrfach lesend, entschädigt dieser ihn für viele schwierigen Artikel in der Vergangenheit, und als er die nächsten beiden Seiten überfliegt, entdeckt er einen weiteren, kleinen Aufsatz über eine Abtei in einem der Vororte, die in ihrem neu erstrahlten Glanz viele Besucher anzieht.

»Die habe ich federführend restauriert!«, denkt er sich zurück in seine Amtszeit und lächelt über so viele gute Nachrichten.

Den Sportteil nur überfliegend gelangt er zu einer Seite, die er sonst nur eher beiläufig liest, die ihn aber heute mit einer besonderen Magie anzieht: die Todesanzeigen. Von oben bis unten schaut er sich die kleinen und großen Anzeigen an, kennt niemanden von den Menschen, die dort als verstorben aufgeführt sind, ehe er eine kleine, unscheinbare Anzeige am Ende der Seite findet, die folgenden Text beinhaltet:

Philipp Schindelmeier

1939 – 2011

Wertvoller Amtsleiter,

Gutherziger Mensch,

Wundervoller Vater,

Liebevoller Ehemann

Wir alle vermissen Dich!

Gezeichnet von seiner Tochter Evelyn, ihren Kindern Toby und Marie, weiteren Angehörigen und Bekannten.

»Ich bin tot?«, fragt er sich und starrt auf die Anzeige, die er für einen Scherz hält. »Aber wer würde schon so einen Scherz mit mir machen? Heribert? So etwas würde er sich nicht einfallen lassen! Evelyn? Niemals! Wer sonst?«

Da ihm niemand einfallen will, steht er auf, schaut an sich herunter und befindet, dass er vollkommen normal wirke.

»Anneliese und Heribert haben doch auch ganz normal auf mich gewirkt, und ich auf sie! Und der Radfahrer! Jürgen! Der hat mich gesehen und mir gewunken! Wenn ich tot wäre, dann müsste ich ein Geist sein, den niemand sieht! Aber ich sitze hier, lese Zeitung, trinke Kaffee und esse ein Brötchen. Da ihm nichts Besseres einfällt, beißt er erneut in das Brötchen, schmeckt die Marmelade, die Butter, alles.

»Wie kann das sein?«, fragt er sich, springt auf, rennt zu einem Spiegel und betrachtet sich in diesem. »Ist doch alles normal! Oder doch nicht?«

Er untersucht alles ganz genau – an sich, aber auch die umherstehenden Gegenstände, die Wände, die Fenster, die Gardinen, alles!

»Irgendwer muss mir einen Streich spielen!«, kommt er zum Schluss und überlegt erneut, wer das sein könnte. Doch auch bei diesem Versuch kommt er nicht darauf, wer der Übeltäter ist.

»Wie kann ich das nur herausfinden? Wo muss ich meine Suche ansetzen? Was muss ich...?«

»Papa!«, hört er mit einem Mal eine Stimme rufen. »Papa!«, ertönt es ein zweites Mal, nun lauter.

»Es kommt von oben! Die Stimme kommt von oben! Und sie ist mir so bekannt! Evelyn? Was macht Evelyn oben? Hat sie bei mir übernachtet? Wie nur...«

»Papa!«

Da er eindeutig und inzwischen dreimal gerufen wurde, macht sich Philipp auf, die Treppe hinaufzusteigen.

»Papa!«

Als er die obere Etage erreicht, sieht er, wie das ehemalige Kinder- und Jugendzimmer Evelyns im Gegensatz zum Normalzustand leicht geöffnet ist. Langsam, Schritt für Schritt geht er auf die Türe am Ende des Flurs zu.

»Papa!«, hört er den Ruf nun noch deutlicher – es ist eindeutig die Stimme seiner Tochter.

Mit zittrigen Fingern berührt er die angelehnte Tür und drückt sie langsam auf. In dem dahinterliegenden Raum, von dem Philipp immer mehr zu sehen bekommt, ist ein so grelles Licht, dass er sich die Hände vor die Augen halten muss – sonst befürchtet er, dass er erblindet.

»Papa!«, hört er Evelyns Stimme, aber er sieht sie nirgendwo im Raum. Trotz seiner Ängste und Bedenken tritt er Schritt für Schritt in den Raum, in das gleißende Licht hinein, das ihn alsbald völlig umgibt.

»Papa!«

»Wo bist du, Engel?«, fragt er nun in den helllichten Raum hinein, doch er erhält immer noch keine richtige Antwort.

»Papa!«, ertönt es ein weiteres Mal, und Philipp hat das Gefühl, dass dieser Ruf überall im Raum widerhallt – ganz so, als wäre Evelyn überall und nirgendwo.

»Wo bist du, mein Engel?«, fragt er erneut und tastet sich mit ausgestreckter Hand voran; immer darauf gefasst, seine Tochter mit dem nächsten Schritt zu berühren.

»Ich bin hier, Papa!«, sagt Evelyn mit einem Mal und wenn auch nur sehr langsam, senkt sich das Licht ein wenig ab, sodass er die ersten Schattierungen im Raum erkennen kann, der nichts mit dem aus seiner Erinnerung an ihr Jugendzimmer gemein hat.

»Ich bin hier, Papa!«, sagt Evelyn, nun deutlich näher und weniger im Raum verteilt.

»Sie muss direkt vor mir sein!«, sagt sich Philipp, »doch noch sehe ich sie nicht!«

»Wo bist du, mein Engel?«

»Ich bin hier Papa! Ich bin bei dir! Alles wird gut! Wir stehen das gemeinsam durch!«, antwortet sie, und je mehr Philipp im nachlassenden Licht erkennen kann, bemerkt er, dass nicht nur seine Tochter, sondern auch andere Menschen, Fremde anwesend sind, die auf ihn den Eindruck machen, als ob sie Ärzte seien.

»Alles wird gut, Papa!«, sagt Evelyn ein weiteres Mal und nun erkennt Philipp, dass sie Tränen in den Augen hat und dennoch ein Lächeln versucht.

»Ich...«, versucht er zu sagen, doch sein gesamter Mundraum will nicht mitspielen.

»Nicht sprechen! Die Ärzte sagen, dass alles wieder in Ordnung kommen wird!«, sagt sie und lächelt nun strahlender, erleichterter.

Trotz der Worte seiner Tochter ringt sich Philipp, dessen gesamtes Sprachorgan bei dem Sturz in Mitleidenschaft gezogen wurde, zu einem Flüstersatz durch, den von allen Anwesenden nur Evelyn mitbekommt – die aber auch die einzige ist, die den ganzen Wert dieses Satzes ermessen kann: »Ich werde in ein Seniorenheim gehen! Versprochen!«

Als er den Satz vollendet hat, sieht er noch, wie sich Evelyns schmerzzerfülltes Lächeln in ein verständnisvolles Lächeln wandelt, ehe sie von einer Krankenschwester zur Seite geschoben wird, und Philipp in eine neue Bewusstlosigkeit fällt.

